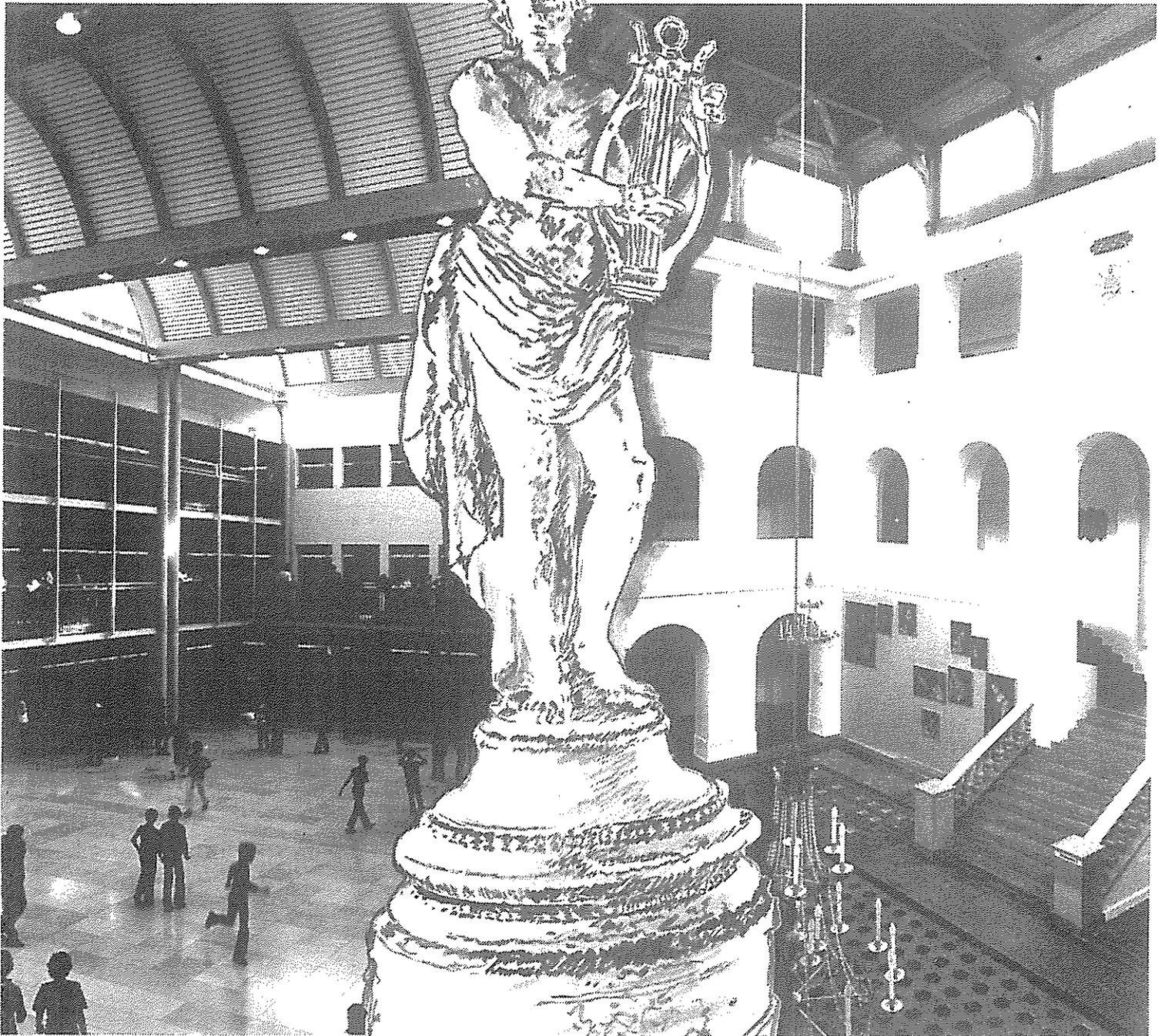


Mitteilungsblatt der Freunde
des Dom-Gymnasiums Freising e.V.

FREUNDE DES
DOM Spiegel
GYMNASIUMS FREISING



Dom-Spiegel - 7. Jahrgang 1999

EDITORIAL

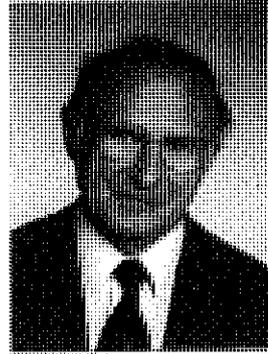
Plus ça change, plus c'est la même chose

Wenn sich Peter Waltner im siebten, im verflixten Jahr von der Schriftleitung des *Dom-Spiegels* trennte, so nicht aus Überdruß an der Vereinszeitschrift, die er 1993 aus der Taufe gehoben und über sechs Jahre so vorzüglich gestaltet hat. Vielmehr zwangen ihn zu diesem Schritt seine Aufgaben als Lehrer am Dom-Gymnasium und jetzt beim Lehrstuhl für die Didaktik des Deutschunterrichts an der Ludwig-Maximilians-Universität und seine Beanspruchung als Schulpsychologe. Die Frage, ob der *Dom-Spiegel* sein liebstes Kind war, wollen wir hier unbeantwortet lassen, ihm aber dafür danken, daß er es zu einem stattlichen Umfang hochgezogen und ihm eine markante Gestalt gegeben hat. So durfte er der Meinung sein, daß es nach den ersten behüteten Schritten das Laufen gelernt habe und selbst unter anderer Leitung, auch wenn diese auf ältere Schultern gefallen ist, nicht stolpern und weiterhin seinen Weg machen werde.

Die Thematik dieser Nummer ergab sich u. a. aus dem Umstand, daß dank der Bemühungen des Vorstands der Freunde des Dom-Gymnasiums, vor allem ihres Vorsitzenden Martin Gleixner, im Mai 1999 in der sogenannten Säulenhalle der Schule in einer Ausstellung Bilder von Prof. Emil Scheibe

gezeigt werden, der vor einem halben Jahrhundert am Dom-Gymnasium Kunstunterricht erteilte. So lag es nahe, dieses Heft den bildenden Künsten und der Musik zu widmen, sofern sie einen Bezug zu unsere Schule haben, wobei es dem Schriftleiter wohl bewußt ist, daß der *Domspiegel* nur eine willkürliche und zufällige Auswahl treffen konnte. Gerne hätten wir möglichst viele Ehemalige, die heute im Kunst- und Musikleben tätig sind, zu Wort kommen lassen, mußten uns aber auf die wenigen beschränken, deren Name und Adresse uns bekannt und deren wir in der Kürze der Zeit auch habhaft werden konnten.

Nachdem in den "Museen" und "Dormitorien" des ehemaligen Knabenseminars die Kunstsammlung der Erzdiözese München-Freising ihr Domizil gefunden hat und das "Kraut" als Diözesanmuseum zu einer Attraktion für Kunstkenner geworden ist, war es dem *Dom-Spiegel* selbstverständlich, seine Schritte dorthin zu lenken und dieses Heft mit einem Aufsatz aus der Feder des Direktors des Museums beginnen zu lassen, war doch das Gebäude über hundert Jahre Stätte einer der Schule seit ihrer Gründung im Jahre 1828 eng verbundenen Institution.



Demnächst wollen wir uns in die große weite Welt hinaus wagen. Dies bringt mich zu einer abschließenden Bitte um informierende Mithilfe bei der Gestaltung der nächsten oder einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift, die dem Thema 'Global Village' bzw. den-

jenigen unter unseren ehemaligen Mitschülerinnen und Mitschülern gewidmet sein soll, die das Leben zu fremden Gestaden getragen hat und in ferner Welt wirken läßt. Wir würden gerne mit ihnen Kontakt aufnehmen und sie bei uns zu Worte kommen lassen, wissen aber oft gar nicht von ihnen oder kennen ihre Anschrift nicht. Für Hinweise und Vorschläge hierzu sind wir unseren Lesern sehr dankbar. Sie werden uns so willkommen sein wie Zuschriften von aufbauender Kritik und jegliche Beiträge und Einsendungen, die Neugier wecken oder befriedigen können, damit der *Dom-Spiegel* in seinem Rahmen weiterhin ein leistungswertes Blatt bleibt.

Manfred Musiol

Inhaltsverzeichnis

- 2 Editorial - (Manfred Musiol)
- 3 Leitartikel - Pueris Primum Artibus Secundum (Peter B. Steiner)
- 5 Interview - „Mach mal!“ - Anke Moser (Manfred Musiol)
- 8 Zum Thema - Schöne Ideen und was sonst noch passiert ist (Franz Billmayer)
- 11 Interview - Das einzige, was ich nie aus der Hand gebe, das ist die Geige - Sylvester Denk (Manfred Musiol)
- 15 Nachruf - Marianne Baumhauer (Annemarie Schmid)
- 16 Interview - Ansichten eines Aquarellmalers - Georg Reif (Manfred Musiol)
- 22 Zum Thema - Die Relevanz von Musik (Stefan Lipka)
- 24 Internes - Aus dem Vereinsleben (Martin Gleixner)
- 25 Schicksale - Aquis submersus: P. Joseph Peruschitz, OSB (Hans Niedermayer)
- 26 Schicksale - Alois Dempf - Ein früher Warner vor dem Nationalsozialismus (Hans Niedermayer)
- 27 Ereignisse - Von Händel bis Fabian (Florian Herrmann)
- 28 Ereignisse - Das Dom-Gymnasium im vergangenen Jahr (Alfons Strähhuber)
- 29 Bücher- & CD-Ecke
- 35 Im Spiegel der Presse
- 53 Gratulation - Dr. Friedrich Nikol wurde 90 (Annemarie Schmid)
- 54 Archivalia
- 56 Leserbrief
- 61 Schwarzes Brett

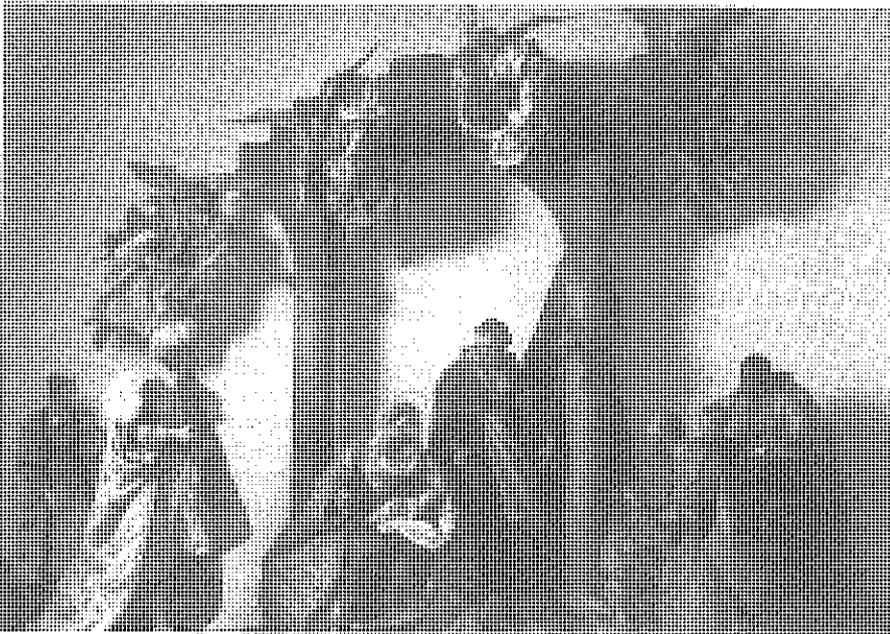
Pueris Primum Artibus Secundum

Das Diözesanmuseum für Christliche Kunst in Freising

Das Königliche Gymnasium auf dem Domberg in Freising war der junge Nachfolger uralter Schulen: der auf das 8. Jahrhundert zurückgehende Domschule, die zwischen der Sakristei und der Bibliothek des Domes ihren Platz hatte und der hochmittelalterlichen Stiftsschule von St. Andreas am westlichen Domberg. Auf dem Gelände dieses von der Regierung Montgelas 1802 aufgehobenen Chorherrenstiftes errichtete der Münchner Baumeister

Schwesterngemeinschaft von Franziskanerinnen, beaufsichtigt von jungen Priestern, die den Titel Präfekten führten. Einer von ihnen war der selige Kaspar Stangassinger. Geleitet wurde es von Priestern, die auch am Domgymnasium Religionsunterricht gaben. Der letzte von ihnen war Dr. Friedrich Fahr. 1972 wurde das Knabenseminar geschlossen, weil es inzwischen in seinem Einzugsgebiet viele Gymnasien gab und man die Kinder zum Studieren

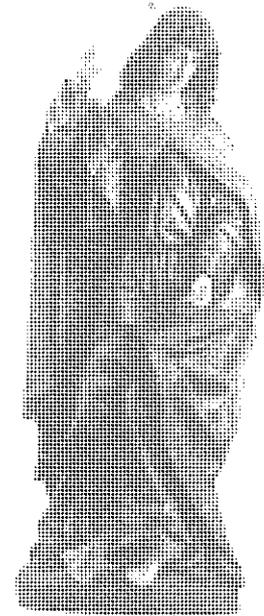
Dom-Gymnasium untergebracht war und sich jetzt die Dombibliothek befindet. Sighart unternahm zahlreiche Reisen und veröffentlichte seit 1851 viele Bücher und Aufsätze zur Geschichte und Kunstgeschichte des Mittelalters. Sein erstes Werk galt dem Dom von Freising, das zweite dem Dom von München, das dritte der mittelalterlichen Kunst im Erzbistum München und Freising. Für dieses Buch besuchte er systematisch die Städte, Kirche und Burgen im Bistum und legte dabei eine Sammlung zur Kunst des Mittelalters an. Am 2. Juli 1957 schenkte er 108 Werke dieser Sammlung dem Priesterseminar als Grundstock für ein "Diözesanmuseum für christliche Kunst", zu dessen erstem Konservator er vom Erzbischof ernannt wurde.



Anbetung der Hl. Drei Könige, Guiseppe Sammartino, Neapel 1761

Matthias Berger 1869 - 70 das Studienseminar, meist Knabenseminar, spöttisch auch nach der dortigen Küche, "das Kraut" genannt. Es diente während des Schuljahres 240 Schülern des Dom-Gymnasiums als Lebensraum. Nur in den Ferien durften die Zöglinge zu ihren Eltern auf die Höfe und in die Dörfer zwischen Dachau, Oberammergau und Rosenheim fahren. Einer der Zöglinge, Victor Groissmeier aus Dachau, hat das Leben im Knabenseminar in seinem Buch "Zögling" geschildert. Viele gerade der Schüler, auf welche das Domgymnasium besonders stolz ist, waren Zöglinge des Knabenseminars, schliefen, wohnten, aßen und spielten in diesem großen Gebäude. Betreut, bekocht wurden die Schüler von einer kleinen

nicht mehr so weit über das Land schicken und von ihren Eltern und Geschwistern trennen mußte. Ganz überholt ist die Seminarerziehung bis heute nicht, aber zum Umbau zu einem modernen, attraktiven Seminar war das Gebäude mit seinen riesigen Schlaf- und Studiersälen zu groß und zu spartanisch. Die Diözesanleitung unter Erzbischof Kardinal Döpfner beschloß deshalb das Gebäude einer anderen pädagogischen Einrichtung umzuwidmen und zwar der Kunstsammlung, die 1857 und 1864 von zwei Freisinger Professoren an das Priesterseminar gestiftet worden waren. Der erste Stifter, Dr. Joachim Sighart (1824 - 1867), war Professor für Philosophie am Lyzeum, das an der Südseite des Domhofes seinen Sitz hatte, wo später das



Meister der Blütenburger Apostel
Hl. Michael, München um 1489

47 Objekte seiner Mittelaltersammlung hat Sighart nach seinen Angaben in Freising und der nächsten Umgebung erworben, darunter Bilder und Figuren, die nach Auskunft seiner Gewährsleute, aus den zu Beginn des Jahrhunderts zerstörten Klosterkirchen Weihenstephan, St. Veit und St. Andreas

stammten. Seine Sammlung sollte dem Diözesanklerus Anschauungsunterricht in Geschichte und Kunst vermitteln. 1864 schloß sich Heinrich Gotthard an und schenkte für den selben Zweck 27 Tafelbilder des 15. Jahrhunderts. Heinrich Gotthard (1810 - 1893) war von 1834 bis 1856 Lehrer am Domgymnasium in den Fächern: Poesie, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Flämisch und Turnen. Er hatte an der Münchner Universität bei Schelling im Geist der Romantik studiert. Seine Ausbildung führte ihn zur Beschäftigung mit der Literatur des Mittelalters. Er übersetzte und edierte den Heliand (1846) und veröffentlichte Forschungen zur Ortsnamenskunde. Auf Wanderungen in Alpenländern während der Schulferien sammelte er zwischen 1836 und 1860 mittelalterliche Bilder, die im Barock aus Kirchen entfernt worden waren. Er fand sie in Bauernhäusern und Wirtshäusern vor allem Tirols, kaufte sie, ließ sie restaurieren und rahmen. Die Bilder wurden in den Gängen und Sälen des Priesterseminars, des heutigen Kardinal-Döpfner-Hauses aufgehängt.

Nach dem das Priesterseminar nach München verlegt und das Knabenseminar 1972 geschlossen war, wurde sein klassizistisches Gebäude zum Diözesanmuseum für christliche Kunst bestimmt. Als solches wurde es vor 25 Jahren im November 1974 eingeweiht.

In dem ersten Abschnitt konnte nur die bedeutende Mittelaltersammlung von Sighart und Gotthard gezeigt werden. In kontinuierlichen Schritten wurde das Museum dann um eine Krippensamm-



C.D.Asam, Drei Brüder Asam: der Bildhauer Egid Quirin, der Maler Cosmas Damian, der Zisterzienser Engelbert, um 1720

lung, eine Sammlung von Volkskunst, eine numismatische Sammlung und eine Barockgalerie erweitert. Seit seiner Gründung zeigt das Museum auch Ausstellungen zeitgenössischer Kunst. Insgesamt wurden in 25 Jahren 30 Ausstellungen zu historischen Themen und zur zeitgenössischen Kunst gezeigt. Heute ist das Diözesanmuseum in Freising vermutlich, nach den vatikanischen Museen, das größte kirchliche Museum der Welt. Seine Bestände und seine Ausstellungen finden internationale Beachtung. Im Jahre 1999 zeigt das Diözesanmuseum Freising zwei Ausstellungen parallel zu seiner großen Schausammlung. Erstens im Erdgeschoß eine Ausstellung zeitgenössischer Kunst zum Gottvater-Jahr unter dem Titel *Schöpfung*. Arbeiten von Künstlern aus Amsterdam, Kopenhagen, Paris, Lissabon, Köln, Düsseldorf, New York und Tokio sind hier ausgebreitet. Mit Arbeiten von jungen Künstlern der Akademie der Bildenden Künste in München ist auch der ganze Domberg in die Ausstellung *Schöpfung* einbezogen. Gleichzeitig zeigt das Museum aus Anlaß von zwei Restaurierungen und Neuerwerbungen die Ausstellung "Münchner Gotik", in der zum erstmalig mittelalterliche Kunst aus der Landeshauptstadt München kunstgeschichtlich zusammengefaßt und aufgearbeitet wird. Die Ausstellung umfaßt Tafelbilder, Reliefs, Glasmalerei, Goldschmiedearbeiten und Skulpturen aus der Zeit zwischen 1300 und 1500, von Kaiser Ludwig dem Bayern bis Herzog Albrecht IV († 1508), der Ober- und Niederbayern nach jahrhundertelanger Trennung wieder vereinigte und München zur Landeshauptstadt machte. Von den ständigen Sammlungen ist besonders die Krippenabteilung mit Passions- und Weihnachtskrippen aus Bayern, Böhmen, Salzburg, Tirol und Neapel sehenswert sowie die 1998 neu eingerichtete Barockgalerie.

Das Museum stellt Zeugnisse der Bayerischen Geschichte im Original vor Augen und macht den Glauben der Christen anschaulich. Es ist ein Ort der Erfahrung von Geschichte und zugleich ein Ort der Sinnlichkeit, des Schauens und der Freude am Sehen.

(Peter B. Steiner)

Mode einfach gut. Einkaufen auch.

Und wir ersetzen Ihnen sogar die
Parkgebühren bis zu einer Stunde.



MODE

FELLER



für Damen
und Herren

FELLER

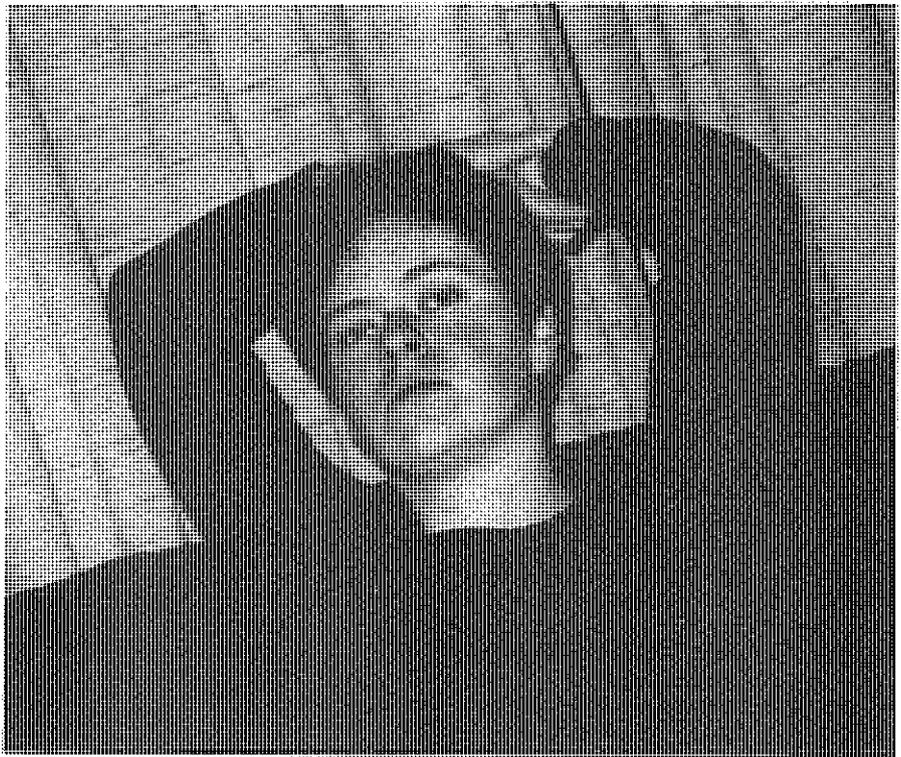
Freising, Landshuter Straße 31, am Landratsamt

"Mach mal!"

Mit Anke Moser (Abiturjahrgang 1991) verbindet sich in der Erinnerung des Verfassers die Vorstellung einer Schülerin, die auch bei den Zumutungen des Unterrichts unerschütterlich gelassen und fröhlich blieb und auf Schulkonzerten Oboe mit einem wunderschön klaren Ton spielte. Heute hat sie nicht nur ein erfolgreich abgeschlossenes Musikstudium hinter sich, sondern auch schon jahrelange Erfahrung als Orchestermusikerin, die sie schon während der Studienjahre an verschiedenen Opernhäusern Norddeutschlands sammeln konnte.

Vor einigen Wochen bescherte sie auf Einladung des Vereins zusammen mit anderen Ehemaligen den Freunden der Schule ein beglückendes Wiedersehen und Wiederhören. Anke hat nichts von ihrer fröhlichen Gelassenheit, nichts von ihrer mit jugendlicher Frische gezeigten Selbstverständlichkeit verloren; ihr Vortrag aber ist ausgereift und ist vielfältiger geworden. Zusammen mit ihrem Klassenkameraden Andreas Wehrenfennig eröffnete sie den Abend mit einem *Ommagio a Bellini* für Englisch Horn und Harfe von Pasculli und beschloß ihn auch mit einem Concerto über Motive von Donizetti vom gleichen Komponisten. Nach dem Konzert erklärte sie sich gerne zu einem Gespräch mit dem *Dom-Spiegel* bereit, nur nicht gleich, da der Freisinger Solistenabend lang gedauert hatte und für den nächsten Morgen schon wieder Orchesterdienst angesetzt war. Doch drei Wochen später werde sie wieder einmal in Freising sein.

So kam es auch, und sie erzählte uns zunächst, wie es mit der Musik bei ihr angefangen habe. Wie so oft war die Blockflöte auch bei ihr das erste Instrument. Sie meint, im Kindergarten könne sie von anderen Kindern dazu angeregt worden sein und habe auch spielen wollen. Jedenfalls als sie sechs war, bekam sie ihre erste Flöte, und die Eltern schickten sie auch gleich in eine Jugendmusikschule. Als sie zwölf war und recht gut spielen konnte, überlegte man, wie es weitergehen sollte; sie selbst dachte an eine Querflöte. Warum es dann doch die Oboe wurde, weiß sie nicht mehr so recht. Irgendwie hing es mit dem Umzug nach Freising zusammen. Das Einleben in die neue Klasse und die neue Umgebung sei ihr sehr schwer gefallen, und um sie zu trösten, besorgten ihr die Eltern sofort einen Oboenlehrer in München, von



dem sie dann viereinhalb Jahre privat recht guten Unterricht bekam. Der habe ihr viel Spaß gemacht. Ihre Eltern hätten zu Hause gerne Oboenmusik gehört, und so sei sie damit, etwa mit Holliger, aufgewachsen. Zunächst sei sie beim Musizieren vor allem auf ihr Instrument und die schöne Töne, den schönen Klang fixiert gewesen, während es ihr nun um die Musik gehe, um die schönen Stücke, die sie auf der Oboe spielen könne. Jetzt habe sie natürlich auf ihrem Instrument ganz andere Möglichkeiten, um sich auszudrücken, um die Musik zu interpretieren. Dringesteckt habe es wohl schon, aber sie habe es damals noch nicht recht umsetzen können, obwohl sie bestimmt nicht unmusikalisch gewesen sei. Die Musikalität komme schon aus der Familie, war doch ihr dreifacher Urgroßvater Robert Schumann.

Immer habe sie im Elternhaus Musik umgeben, aber die Eltern hätten sie und ihre beiden Geschwister zum Musizieren eher aufgefordert als gezwungen: "Wollt ihr nicht? Es wäre doch schön." Allerdings als sie als Kind mit der Blockflöte anfing, mußte sie schon zum Üben auch gezwungen werden. "Komm, wir gehen üben!", so höre sie ihre Mutter immer noch. Am Anfang, vor allem wenn man noch keine Noten kenne, müßten die Eltern schon mitmachen. Mit der Oboe sei es schon

ganz anders gewesen. Auf die Frage, wie sehr sie sich die innere und äußere Welt in Tönen vorstelle, meint sie, daß dies immer auch der Fall gewesen sei, wenngleich ihr eher bekannte und nicht selbst erfundene Melodien gekommen seien. Früher seien solche tonalen Vorstellungen von den Stücken geprägt gewesen, die sie selbst gespielt habe, jetzt kämen solche Assoziationen aus der vielen Musik, die sie inzwischen gehört habe; da klinge ihr schon immer etwas im Ohr.

Verträgt sich Schule mit musikalischer Begabung? Anke ist durchaus der Meinung, daß man auch mit dem Wunschziel Berufsmusiker die Schule mit dem Abitur abschließen soll, damit einem notfalls auch andere Berufskarrieren offenstehen, gesteht aber auch, daß sie manches Schulfach, je mehr sie sich mit den Jahren auf die Musik konzentrierte, mehr oder minder nur mit-schleppte, auch den Musikunterricht der Mittelstufe, weil die da behandelte Musik ihr gar nicht entsprochen habe. Musiktheorie habe ihr noch nie gefallen, auch durch die Hochschule habe sie sich da nur durchgemogelt. Der Leistungskurs Musik, den sie am Cammerloher Gymnasium absolvierte, habe ihr aber großen Spaß gemacht. Viel von der Schule mitgenommen habe sie durchs Schulorchester. Man könne

nicht früh genug anfangen, im Orchester zu spielen.

Für ihr Interesse an der Musik fand sie in ihrer Klasse Verständnis, weil auch mehrere Mitschülerinnen und Mitschüler musizierten. Gemeinsam ging man in Konzerte, diskutiert aber habe man Musik nicht. Sie führt es darauf zurück, daß die anderen neben Musik noch an vielen anderen Hobbys interessiert waren. Das sei bei ihr schon zeitlich eingeschränkt gewesen. Sie habe zwar auch etwas Sport betrieben und Sachen, die sie auch jetzt noch gerne mache, aber richtige große andere Hobbys habe sie nicht gehabt. Die Schule habe ja auch etwas verlangt, und vor allem abends habe sie sich in verschiedenen Laienorchestern "verlustiert".

Nach dem Studium hat sie sich noch ein Jahr Zeit gelassen, um sich auf die Aufnahmeprüfung vorzubereiten, konnte aber nach einem halben Jahr bei Prof. Klaus Becker, der früher Solo-Oboist beim Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks war, an der Musikhochschule Hannover vorspielen. Er hat sie gleich als Schülerin angenommen, bis zur Aufnahmeprüfung zum Herbstsemester zunächst als Gaststudentin. Bei ihm hat sie dann über neun Semester Oboe und Englisch Horn studiert. Dazu kamen zwei Urlaubssemester, die sie nahm, weil sie ständig in Orchestern aushalf.

Die Zulassung zum Studium der Musik ist von einer bestandenen Aufnahmeprüfung abhängig. In ihrem Fall spielten etwa 25 Bewerber vor, von denen drei genommen wurden. Zum Hauptfach kommen einige Nebenfächer, u.a. Theorie und Gehörbildung. Ferner mußte sie Vorlesungen in Musikwissenschaft hören und vier Semester im Chor singen. Letzteres sei ihr das unliebste Fach gewesen. In Gehörbildung, einem häufig gefürchteten Fach, habe sie aber einen ganz netten Professor gehabt. Anke Moser bedauert, daß sie, anders als ihr Bruder, kein absolutes Gehör habe, weshalb sie ständig trainieren mußte. Auch um das Vorspielen am Klavier komme man nicht herum. Nach dem vierten Semester steht die Zwischenprüfung sowohl im Hauptfach wie in den Nebenfächern und in Gehörbildung an. Während der nächsten zwei Semester hat man noch weiterhin Klavier und Gehörbildung und macht darin nach dem sechsten Semester die Abschlußprüfung, deren Noten im Diplomzeugnis stehen. Danach belegt man nur noch sein Hauptfach und muß im achten Semester eine Diplomarbeit schreiben. Zunächst stehe man während des Studiums nur hinter Noten und müsse üben. Die Übungszeit sei instrumen-

tenbedingt verschieden lang. Pianisten und Geiger könnten es acht Stunden lang tun, aber z.B. bei den Oboisten koste das Üben sehr viel körperliche Kraft. Man solle drei bis vier Stunden täglich am Instrument bleiben. So habe sie es zwar nie getan, halt mal mehr, mal weniger. Im Hochschulorchester müsse man natürlich auch spielen. Mit dem guten Orchesterleiter in Hannover



habe es ihr wirklich Spaß gemacht. Dann versuche man natürlich auch an sogenannte Muggen heranzukommen - meist werden sie einem von älteren Semestern angetragen -, wo man gegen Geld in Kirchen oder Laienorchestern aushilft. Muggen habe sie sehr gerne angenommen, weil man da fürs Musizieren bezahlt werde, aber auch weil man viele Musikstücke kennenlernen und Erfahrungen sammeln könne. Im norddeutschen Raum werde oft die Bachsche Matthäuspassion von Kirchenchören gesungen, und Weihnachtsoratorien habe es mengenweise gegeben. An der Staatsoper in Hannover gab es die Einrichtung einer Kammeroper, die mit Operetten auf Touren ging, und da habe sie oft mitgewirkt und sehr gut vom Blatt zu spielen gelernt.

Offenbar war ihr Lehrer mit ihr so zufrieden, daß er sie im vierten Semester zu einem Vorspiel für eine einmonatige Englisch-Horn-Vertretung nach Braunschweig schickte. Sie bekam auch die Stelle, aber aus einem Monat wurde ein ganzes Jahr. Das nächste Engagement bescherte ihr Richard Strauss' *Salome*, bzw. der Spieler des Heckel-

phones, das in dieser Oper eingesetzt wird. Als er sie spielen gehört hatte, sagte er ihr, sie solle einen Abend an der Oper in Hannover aushelfen. Sie tat es auch, und quasi am nächsten Morgen bot man ihr einen Jahresvertrag an. Sie hatte nur Bange, ob auch ihr Lehrer damit einverstanden sein werde, wo sie doch erst im fünften Semester gewesen sei, der aber habe nur gesagt: "Mach mal".

Das umfangreiche Repertoire an der Oper in Hannover, erforderte zunächst einmal auch vieles Üben, so daß sie zwei Urlaubssemester nahm, aber weiterhin bei ihrem Lehrer studieren konnte. Nach den zwei Jahren an den beiden Opernhäusern folgte im Sommer 1997 das Diplom-Examen und, da sie sehr gut abgeschlossen hatte, anschließend ein dreisemestriges Aufbaustudium. Sie habe ihr Studium sehr ausgedehnt, sei sehr lange bei ein und demselben Lehrer gewesen, aber sie glaube, es habe ihr nicht geschadet.

Als Fremdsprachenlehrer möchte man gerne etwas über den späteren Nutzen von Fremdsprachenunterricht in der Schule erfahren. Anke Moser verweist auf den russischen Dirigenten, der neulich am Dirigentenpult stand und seine Anweisungen dem Orchester nur auf Englisch gab. Wenigstens die wichtigsten Musikbegriffe sollte man dann als Orchestermittglied in der Fremdsprache wissen. Letztes Jahr war sie in Frankreich, und da habe sie wohl gemerkt, daß sie in der Schule Griechisch gewählt hatte. Diese Wahl bedauert sie aber nicht, denn diese Alte Sprache habe ihr immer Spaß gemacht, weshalb sie Griechisch auch als Leistungskursfach belegte.

Die Frankreichfahrt hing wieder eng mit ihrem Instrument zusammen, denn dort im Süden wächst wild und auf Plantagen das Bambusholz, aus dem sich die Oboisten ihre Mundstücke machen. Das hatte sie sich immer kiloweise schicken lassen und wollte es sich nun zusammen mit anderen Studenten an Ort und Stelle anschauen. Das Thema Holz scheint für Holzbläser unerschöpflich zu sein, was auch nicht verwunderlich ist, denn das Rohrbauen sei die Hauptbeschäftigung eines Oboisten. Während des Studiums habe sie an manchem Tag nur zwei Stunden am Instrument geübt und fünf Stunden Rohre gebaut. Von den Instrumenten abgesehen, machten die Rohre und die Apparate, die man brauche, um sie zu schneiden, einen Großteil der Studienkosten aus. Der erste Auftrag, den sie von ihrem Lehrer bekam, lautete: "Bestell dir drei Kilo Holz!" Ein Kilo kostete damals schon DM 150. Sie rechnet vor, daß sie im vergangenen Jahr Holz für DM 2000 gekauft habe. Nicht jedes Rohr, das man sich schneide, genüge

INTERVIEW

den Ansprüchen. Im Vergleich zu den Geigern aber seien die Oboisten mit ihren Instrumenten vergleichsweise noch recht gut dran, da eine gute Oboe nur etwa DM 12000 koste. Dafür brauche man mindestens drei Instrumente. Neben der Oboe sind es Englisch Horn und Oboe d'amore. Da Holz arbeitet, verbrauchen sich die Instrumente mit der Zeit. Die neue Oboe vom zweiten Semester habe sie inzwischen ersetzen müssen.

Aus rechtlichen Gründe mußte sie zeitweilig in Hannover aufhören, konnte aber gleich für ein halbes Jahr in Braunschweig einspringen und dann nach Hannover zurückkehren. Dort wurde die Stelle inzwischen sogar frei, wurde jedoch als Sparmaßnahme zugleich auch gesperrt, so daß sie sich nach etwas anderem umsehen mußte. Genau zum Studienabschluß hat sie nun eine Stelle für Englisch Horn am Staatstheater in Darmstadt bekommen, wo sie zu Beginn der nächsten Saison anfängt.

Wie sie erzählt, werden Orchesterstellen ausgeschrieben. Man bewirbt sich mit einem ausführliche Lebenslauf, nach dessen Aussagekraft man zum Vorspielen eingeladen wird oder auch nicht. Auf eine Oboistenstelle fallen meist 80 bis 120 Bewerbungen, und vielleicht nur 20 bis 25 Kandidaten wird man sich anhören wollen. Es sei schon ein großes Glück, überhaupt eine Einladung zu erhalten. In der ersten Runde, die "hinter der Wand" stattfindet, müsse man immer das Mozart-Konzert spielen. In den weiteren Runden werden Orchesterstellen verlangt. Wenn man Glück habe, kommt man von Runde zu Runde und bekommt die Stelle, oder aber es wird neu ausgeschrieben, wenn keiner der Bewerber gefallen hat. Entschieden wird vom ganzen Orchester, aber die Fachgruppe und der Chefdirigent müssen zustimmen.

Wenn man erst eine Stelle habe, dann, so Anke Moser, sei das Dasein eines Orchestermusikers an der Oper überhaupt nicht mühsam. Anstrengend sei es schon, denn an einem Opernhaus mit einem großen Repertoire spiele man fast jeden Abend. Morgens finden Proben statt, und am Abend müsse

man auf alle Fälle fit sein. Wenn man anfängt und die Opernliteratur noch nicht so richtig kennt, dann sei es schon stressig, aber danach sei es einfach nur schön und man könne seinen Beruf genießen. Sie könne lange schlafen und habe die Nachmittage frei. In einem Opernorchester zu spielen, behage ihr auch besser, weil man in einem Symphonieorchester immer auf der Bühne sitze, was sie für stressig halte, während man im Operngraben viel Spaß haben könne. Der wirkliche Grund sei aber die Tatsache, daß es Opern wie Sand am Meer mit unglaublich toller Musik gebe. Puccinis *Tosca* oder *Madame Butterfly* finde sie sehr schön, aber für ihr Instrument seien sie recht schwer, weswegen sie seine Opern eher fürchte. Sehr gerne spiele sie Opern von Richard Wagner, obwohl sie da gar nicht so viel zu tun habe, aber sie seien, wie etwa *Der Ring*, "kultig". Mozart sei immer schwierig. Vor allem möge sie halt Puccini und Verdi, weil es in des letzteren Opern besonders viel für Englisch Horn zu tun gibt. Nicht unerwähnt wolle sie natürlich Richard Strauss lassen. Vor allem gefalle ihr auch die Kombination der Instrumente mit der menschlichen Stimme. Oboen-Konzerten gebe es gar nicht so viele. Die gängigen habe sie alle studiert und habe sie in ihrem Repertoire, die kenne und könne sie alle und habe sie auch schon mit dem einen oder anderen Orchester gespielt. Schließlich kam das Gespräch auch auf den Zusammenhalt von Musikern. Während des Studiums hätten die Studenten ihrer Oboen-Klasse sehr zusammengehalten, auch dank Professor Becker, der es immer geschafft habe, nur wirklich nette neue Studenten in seine Klasse aufzunehmen und alle auch immer gleich zu behandeln. Eine gute Einrichtung sei es gewesen, daß er jede Woche mit der ganzen Klasse Orchesterstellen studierte, die zuvor aufgegeben worden waren und dann von jedem vorgespielt werden mußten. So kannte jeder die Stärken und Schwächen der anderen, und nie sei Neid aufgekommen. Es sei immer völlig kollegial zugegangen. Im Orchester sei es allerdings anders. Auch ein Orchester sei grundsätzlich kollegial, aber

es gäbe immer einige, die die nicht mitmachen. Das halte sie nicht für verwunderlich, bedenkt man, daß ein Orchester sich aus lauter Individuen zusammensetzt, die auf einmal miteinander auskommen sollen, obwohl sie sehr unterschiedliche Typen sein können und sehr unterschiedliche Standpunkte vertreten. Das gebe manchmal ganz schönen Zoff. Das gehe so weit, daß einige nicht mehr miteinander reden. Miteinander spielten sie halt, weil es ihr Beruf sei. Als Publikum spüre man die Spannungen vielleicht nicht, aber auf jeden Fall, wenn man daneben sitzt. Da könne man sehr darunter leiden. Über die Rolle des Dirigenten sagte Anke Moser, man brauche ihn zunächst nur, um die Entfernungen im Orchester zu koordinieren. Aber ein richtig guter Dirigent pflanze dem Orchester seine Interpretation auf. Je nachdem, ob man an einem ersten oder zweiten Pult sitze, nähme man den Dirigenten unterschiedlich wahr. Sie freue sich, wenn ein Dirigent kommt, der dem Orchester sagt, was er haben möchte. Leider ist das an einem Haus wie Hannover nur sehr selten der Fall. Zunächst werde zwar geprobt, aber wenn die Oper über Jahre läuft, merke man von der ursprünglichen Einstudierung nichts mehr. Und da komme es auf die Eigenverantwortung des Einzelnen und des Orchesters an. In Bamberg, wo sie auch ausgeholfen hat, spielte sie unter Blomstedt, an der Hamburger Staatsoper in *Tosca* unter Bychkov, und das mache schon einen großen Unterschied aus. Das seien ganz andere Kaliber. Da seien die Orchestermusiker dann sehr willig. Wenn aber ein Orchester merke, daß der da vorne nichts kann, dann könne das Tohuwabohu ausbrechen. Jetzt wären vielleicht noch einige Orchesteranekdoten gekommen, aber Ankes Zeit war schon wieder um, und sie mußte zum nächsten Termin eilen. So konnten wir ihr nur noch viele schöne Opern unter hervorragenden Dirigenten am Staatstheater Darmstadt und uns ein baldiges Wiederhören mit ihr in Freising wünschen.

(Manfred Musiol)

Impressum

Schriftleiter: Manfred Musiol / Zeitungs- und Foto-Archiv: Annemarie Schmid / Anzeigenleitung: Renate Wehrenfennig / Titelbild: Sigrid Groneberg / Layout: „Elite“ (nach über 10 Jahre endlich geschafft) Markus Franke / meiste Arbeit: ebenfalls Markus Franke / Hardware-Voraussetzungen: P400 mit 256MB, 8GB, 21'', HP Laserjet 5 (by Werner von Siemens) / Software: MS Würd 97 und CorelDraw 6 unter Ente 4.0 SP4 (sucks) / Erholung: Linux 2.0.36 & C64 (rules, rocks) / Lieblings-Kellnerinnen: Conny (Frundsberg - München), Heidi, Ursi, Alex, Carola und Angela eigentlich auch (Sirius - Freising), ??? (Kneipe hinter dem Stadttor - Rosenheim) / Druck: Stadtdruck Freising / Anschrift: Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e.V., Domberg 3-5, 85354 Freising

Schöne Ideen und was sonst noch passiert ist.



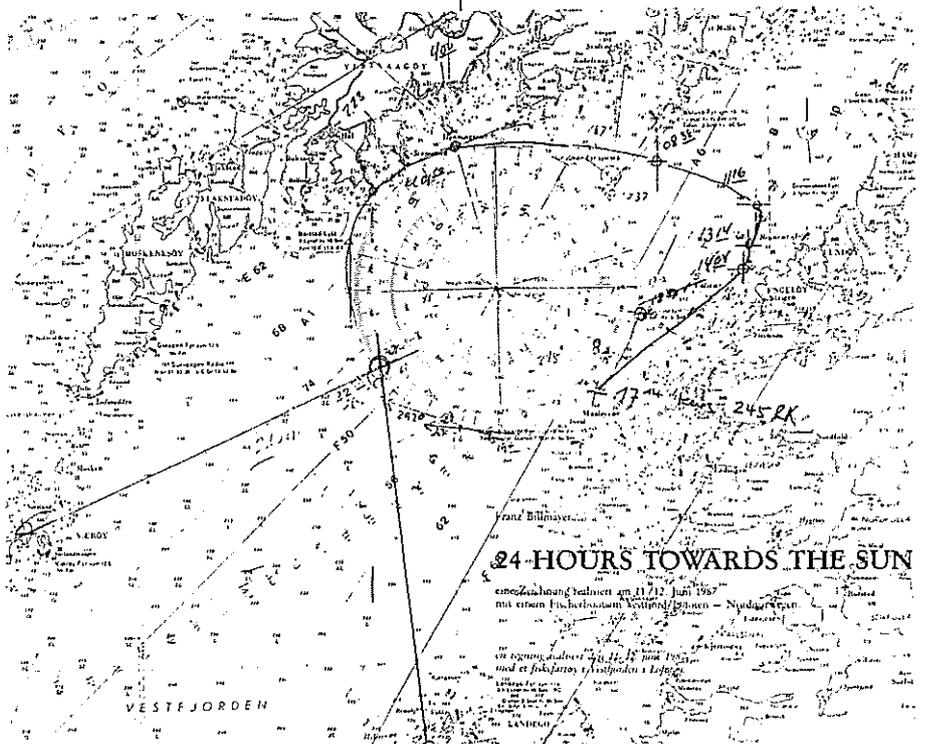
24 HOURS TOWARDS THE SUN: beim Aufgeben der Flaschenpost

Meine künstlerischen Arbeiten basieren auf einfachen Ideen. Diese Ideen sind weder subjektiv, noch sind sie nicht emotional. Am Anfang meiner Arbeiten steht eine Beobachtung oder einfach eine Information. Daraus entwickelt sich ein Einfall. Wenn ich meine, der gäbe etwas für eine Arbeit her, drehe ich die Idee so lange hin und her, bis es eine schöne Idee wird. Bis sie stimmt. Dieses Drehen und Wenden geschieht oft beim Autofahren. Ich fahre viel - mit dem Auto und mit dem Zug. Ich stelle mir vor, daß die Ideen schon immer da sind, sie müssen nur entdeckt werden. Und ich will der erste sein. Manchmal liegen künstlerische Ideen in der Luft, so daß einem ein anderer zuvor kommen kann. Als Künstler suche ich die weiße Stellen auf den Landkarten der Möglichkeiten. Diese weißen Stelle besetze ich, indem ich die Möglichkeit formuliere und realisiere.

Dabei ist die Idee als solche natürlich immer besser als die Ausführung. Bei der Realisation geht immer was daneben, wird die Idee quasi beschmutzt. Aber darum geht es. Der Plan allein ist mir zu wenig. Die Ausführung ist das spannende.

Anfang der achtziger Jahre habe ich mit einer Reihe Arbeiten begonnen, die

die Erde als Kugel zum Gegenstand haben. Ich habe die Erde zu meiner Skulptur erklärt und ihre Kugelgestalt und die Tatsache ihrer Drehung ernst genommen. Einige der Projekte und,



24 HOURS TOWARDS THE SUN: Ausschnitt aus der Seekarte

was bei der Ausführung passiert ist, möchte ich hier kurz schildern:

POLARKREISPROJEKT

1986 habe ich mit Hilfe möglichst genauer topografischer Karten die Schnittpunkte zwischen Längengraden und dem nördlichen Polarkreis aufgesucht, und zwar von der finnisch-russischen Grenze bei 29° östlicher Länge bis an die norwegische Küste. Den 14. Längengrad konnte ich wegen der Gefährlichkeit des Terrains nicht erreichen. Längengrade unterscheiden sich in der Lokalzeit um vier Minuten voneinander, je weiter östlich einer liegt, desto früher geht die Sonne auf. Breitengrade - und der Polarkreis ist ein solcher - definieren sich durch den Winkel, den ein Lot zur Äquatorialebene beschreibt.

An den jeweiligen Schnittpunkten habe ich ein Lot installiert und eine kleine Digitaluhr mit der entsprechenden Lokalzeit hinterlassen. Dann habe ich sechs Fotografien gemacht, eine in jede Himmelsrichtung, eine nach oben und eine nach unten.

Diese Schnittpunkte existieren nur auf den Landkarten, sie sind vom Menschen festgesetzte Ordnungs- bzw. Navigationslinien. Der Polarkreis ist ei-

ZUM THEMA

ne Linie, die sich aus der Neigung der Erdrotationsachse zur Ekliptik ergibt - der Polarkreis schwankt. Die Zählung der Längengrade beginnt und endet in Greenwich. - Sie sind eine kulturelle Setzung. - Weil diese Punkte nur auf der Karte und nicht in der Wirklichkeit existieren, sind sie schwer zu finden.

dann eher ein Ei. Jede Stunde habe ich eine mit Blei beschwerte Flasche auf den Meeresgrund versenkt. In dieser Flasche steckte ich ein Zettel mit der Projektbeschreibung. Die 25 Flaschen markieren den Verlauf dieser Riesenzeichnung auf dem Meeresboden. Gleichzeitig habe ich jeweils eine Fla-

eine Fotografie in Richtung Sonne gemacht.

Wale:

Während der Fahrt sind wir durch eine Herde Zwergwale gefahren, der Skipper hatte das auch erst zwei oder dreimal erlebt.

THE WORLD IS STILL GOING ROUND

Bei 44,360079° geografischer Breite ist die Erddrehgeschwindigkeit gleich der durchschnittlichen Schallgeschwindigkeit von 331 m/s. Dieser Breitengrad verläuft südlich von Ravenna. Dort habe ich im Oktober 1989 neun Punkte jeweils mit einem Abstand von 331m vermessen lassen - also 9 Schallsekunden. An diesen Punkten standen jeweils zwei Menschen mit Fotoblitzgeräten. Mit einer lauten Schiffshupe habe ich gehupt und sobald die einzelnen Posten den Schall gehört haben, haben sie ihre Blitze ausgelöst. Eine menschliche Laufblitzanlage durch Schall gesteuert.

Signor Capitelli (Vermesser):

Es war im Oktober, sehr neblig und entsprechend feucht. Wir haben den ganzen Tag vermessen. Signor Capitelli unser Vermesser trug einen Anzug und leichte Lederhalbschuhe. Unsere Hosenbeine waren am Abend bis zu den Knien mit Erde und Lehm verschmutzt. Signor Capitellis Schuhe waren höchsten 2 cm über den Sohlen leicht verschmutzt, obwohl er genau den selben Weg über die holprigen Felder gegangen war wie wir.

(Franz Billmayer)



THE WORLD IS STILL GOING ROUND:

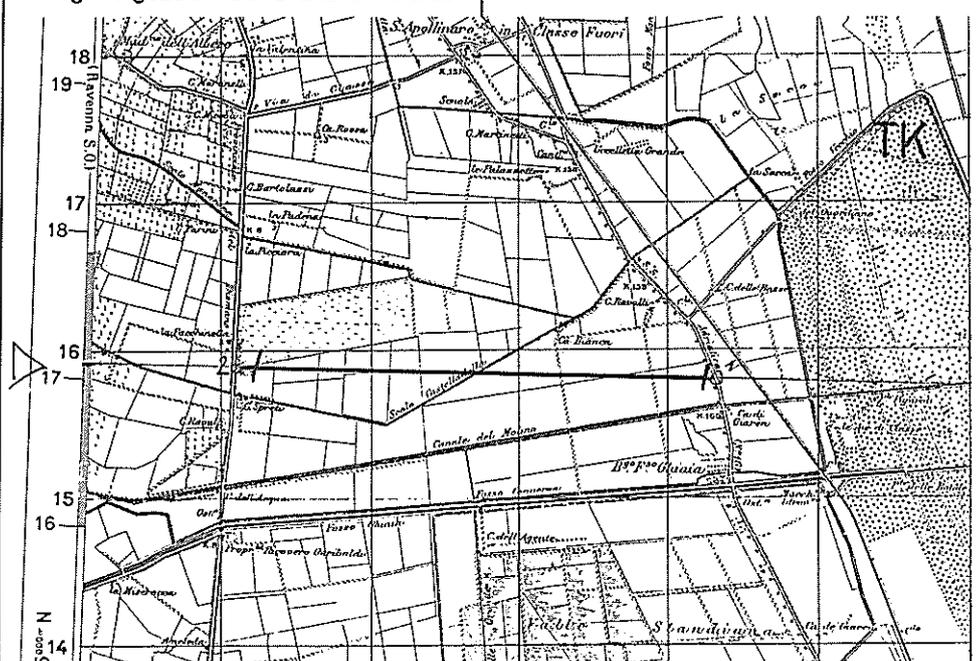
Franz Billmayer, Helmut Herbst, Signor Capitelli

Sten Persson (Name erfunden):

Um den Schnittpunkt des Polarkreises mit 18° östlicher Länge zu erreichen, mußte ich über den Tjeggelvas, einen nordschwedischen See. Ich traf den etwa siebzigjährige Sten Persson. Er brachte mich mit seinem Motorboot an die entsprechende Stelle am anderen Ufer, an einigen gefährlichen Steinen und Untiefen vorbei. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß ich weder Geologe noch Angestellter einer Bergwerksfirma war, bezahlte ich nur den halben Preis. Er saß im Nieselregen wortkarg an seinem Außenbordmotor. Am Abend holte er mich wieder ab. Dann nahm ich ihn mit dem Auto in den nächsten Ort, das 140km entfernte Arjeplog mit. Er mußte dort auf einer Schießbahn schießen, um seine Jagdlizenz nicht zu verlieren. Das ärgerte ihn. Er schimpfte auf den Staat und diese Schikanen. Auf meine Frage, wie es den früher gewesen sei, antwortete er: "Das Leben war hart aber frei."

schenpost ausgeschickt. Eine Plastikflasche mit der Beschreibung des Projektes und der Aufforderung, mir zu schreiben, wo die Flasche gefunden wurde. Diese 25 Flaschen repräsentierten den "beweglichen" Teil der Zeichnung. Ich habe auf vier Antworten bekommen.

Eine am Heck fest installierte Videokamera hat diese 24-stündige Zeichnung aufgezeichnet. Stündlich wurde



THE WORLD IS STILL GOING ROUND

24 HOURS TOWARDS THE SUN

24 Stunden auf die Sonne zufahren. Abbildung der Erdrotation auf der Erdoberfläche, Vestfjord zwischen den Lofoten und dem norwegischen Festland

Im Juni 1987 bin ich nördlich des Polarkreises mit einem kleinen Fischerboot einen ganzen Tag lang auf die Sonne zugefahren. In der Theorie sollte sich ein Kreis ergeben, es wurde

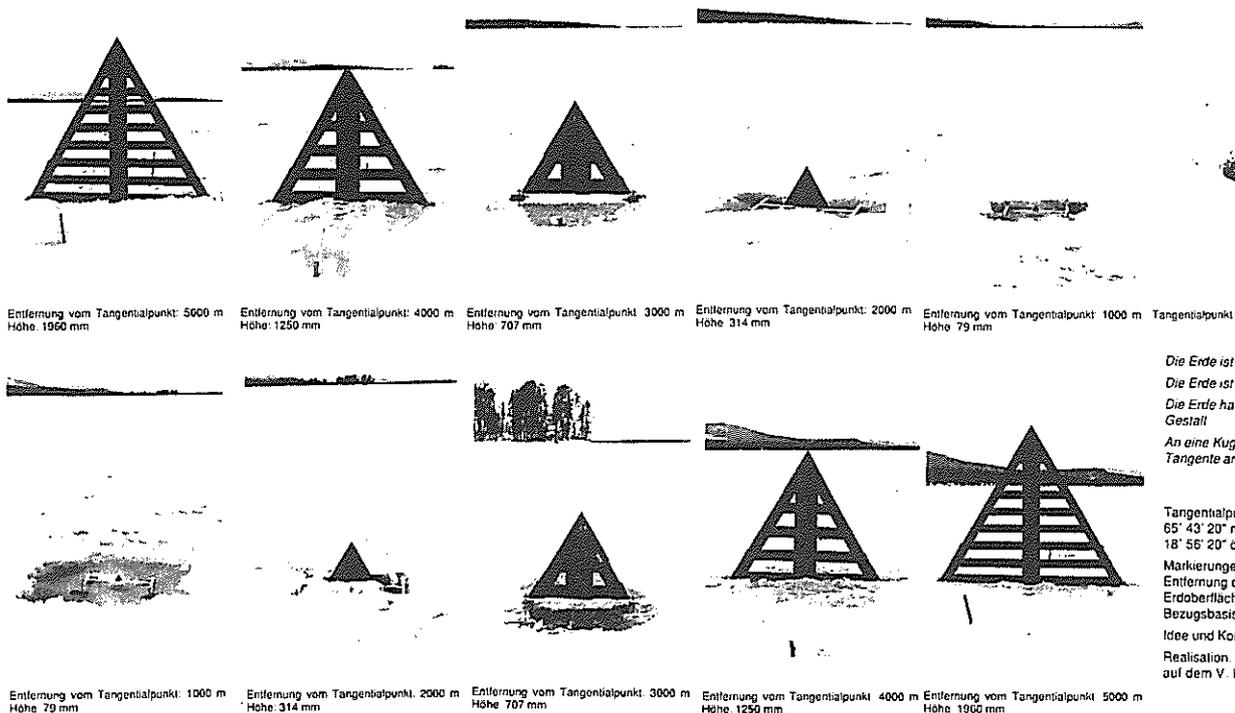
ZUM THEMA

Franz Billmayer wurde 1954 in Wartenberg geboren. 1973 machte er am Dom-Gymnasium sein Abitur, studierte dann vier Jahre an der Ludwig-Maximilians-Universität Germanistik, Geschichte und Politik und anschließend bei Robert Jacobsen Bildhauerei an der Akademie der bildenden Künste in München. Nach einem zweijährigen Studienaufenthalt in Schweden folgten 1983 sein Diplom an der Akademie und anschließend vielfältige Lehrtätigkeiten als Lehrbeauftragter an der Fachhochschule Weihenstephan bei Professor Ruppert Hefe, der am Dom-Gymnasium sein Lehrer in Kunsterziehung war, als künstlerischer Assistent bei Professor Gerd Dengler an der Akademie in München und als

Kunsterzieher am Gymnasium in Unterschleißheim. Seit 1998 ist er Professor für Kunst und ihre Didaktik mit dem Schwerpunkt Bildhauerei an der Universität Paderborn. Seine Künstlerbiographie weist seit 1980 zahlreiche Einzelausstellungen in Deutschland und Skandinavien auf. Sie dokumentieren einmal seine Projekte; doch er ist auch bildhauerisch tätig, wenn auch nicht in einem mimetischen Verständnis. So studiert er augenblicklich z.B. die fortlaufenden Veränderungen einer geometrisch definierten Form, wenn sie nicht mit Lineal und Zirkel nachvollzogen wird, sondern in kleinsten sich wiederholenden Schritten aus der Hand. Da jede zuvorgehende

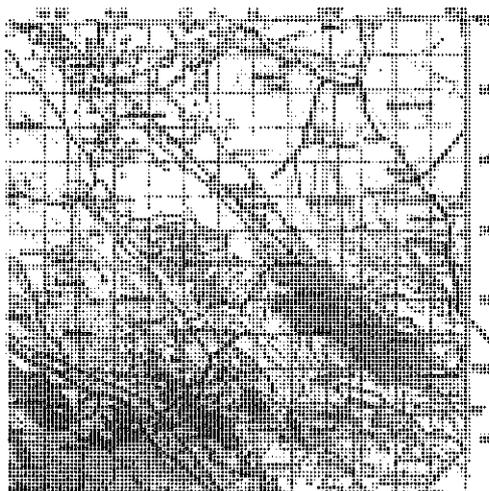
Abweichung im folgenden Schritt enthalten ist, verwandeln sich streng geometrische Formen in organisch anmutende Gebilde, ein Zylinder etwa zu einer baumstammförmigen Gestalt.

Franz Billmayers eigenen Projektbeschreibungen möchten wir aus dem Projektkatalog: *A Tangent Touching Earth* eine Reihe von Abbildungen hinzufügen, die besonders klar verdeutlichen, wie in seinen Projekten eine Idee sinnlich wahrnehmbar wird. Sie bedürfen der großräumigen Natur nicht nur im Sinne einer möglichen äußeren Realisierung, sondern als den Raum, in dem menschliches Bewußtsein und Natur interaktiv werden.



*Die Erde ist rund
Die Erde ist eine Riesenschale.
Die Erde hat eine kugelförmige Gestalt
An eine Kugel kann man eine Tangente anlegen.*

Tangentialpunkt:
65° 43' 20" nördl. Breite,
18° 56' 20" östl. Länge
Markierungen zeigen die Entfernung der Tangente von der Erdoberfläche.
Bezugsbasis ist der Wasserspiegel.
Idee und Konzeption: 1982 - 1998
Realisation: im März 1993
auf dem V. Kikkejaure, Schweden



DAS EINZIGE, WAS ICH NIE AUS DER HAND GEBE, DAS IST DIE GEIGE.

Wer mitreißende Folklore-Musik hören will, wird bei den Auftritten der Gruppe Willie-Le-Truc nicht enttäuscht. Vor allem mit ihren Zigeunerweisen und jiddischem Klezmer hat sie sich über den Umkreis von Freising hinaus einen Namen gemacht. Weniger bekannt mag sein, daß eines ihrer Gründungsmitglieder ein Abiturient des Dom-Gymnasiums ist. Sylvester Denk wurde 1955 in Dachau geboren, wuchs in Jedenhofen auf, besuchte von 1965 das Dom-Gymnasium und machte 1974 sein Abitur. Er lebt jetzt in Billingsdorf bei Wolfersdorf, wo er eine Computer-Service Firma betreibt. Wir haben ihn in seinem Haus dort besucht.

Herr Denk, sind Sie Vollmusiker?

Eigentlich schon, aber rein beruflich nur halb, so Halbprofi, könnte man sagen. Ich habe eine kleine Firma mit 16 Beschäftigten. Wir reparieren Computer und bieten Serviceleistungen an, kümmern uns darum, daß die Dinge laufen.

Wie kommt da die Musik ins Spiel?

Die Musik war es überhaupt, was mich dazu geführt hat, daß ich heute Computer repariere. Ich habe auch im Knabenseminar schon immer gern Musik gemacht. Im Seminar war es verboten, Radio zu hören. Damals war die Zeit der Beatles, und die durfte man eben nicht hören. Aber es gab die Möglichkeit, sich selbst etwas zu basteln, so'n Radio. Das war erlaubt. So begann mit einem selbst gebauten Radio meine technische Karriere. Und später baute ich Verstärker und Synthesizer für Bands. Es hat immer mit der Musik zu tun gehabt. Die Musik war mein erstes Lieblingskind, und das zweite war die Technik.

Liegt Ihnen die Musik im Blut?

Es ist sicherlich in der Familie sehr viel Musikalität da. Meine Schwester z.B. ist Musiklehrerin, meine beiden Brüder haben Klavier gelernt, und es ist bei uns auf dem Hof damals viel Musik gemacht worden, nicht nur zu Weihnachten, sondern wirklich übers ganze Jahr. Meine Mutter hat kein Instrument



gespielt, aber sie hat gesungen, und der Vater hat Klavier und ein bisschen Orgel spielen können. Aber ansonsten war die Musik den Kindern überlassen. Es waren zwei Klaviere und zwei Harmoniums da, das alles in einer Stube, und da konnten wir reichlich was anstellen.

Wann haben Sie nun mit der Musik begonnen?

Ich schätze so mit drei, vier Jahren. Es war ja alles da. Als Kind geht man überall hin, wo ein Klang herkommt und sich etwas rührt. Und dann probiert man auch so rumzuklimpern. Für ein Kind gibt das einfach Geräusche, denn Musik kann man es noch nicht nennen. Die Unterscheidung zwischen Geräusch und Musik kommt erst später. Das fängt so im Alter zwischen vier und

fünf an, wenn man merkt, daß man so etwas wie *Hänschen klein* und anderes spielen kann. Das meiste kann man einfach übers Gehör. Bis ich ins Gymnasium kam, habe ich keinen Musiklehrer gehabt. Bis dahin war alles autodidaktisch, ohne Noten. Es waren aber meine Schwester oder mein Bruder da, die mir dies oder das mal gezeigt haben. Oder ich habe gehört, was mein Bruder gespielt hat. Dann habe ich mich nächsten Tag mal zwei Stunden ans Klavier gehockt und einfach nachprobiert, bis ich es gekonnt habe. Das war in erster Linie Volksmusik, Kinderlieder, später dann Schlager. Wie ich so zehn war, kamen die Beatles hinzu und die Rolling Stones. Klassische Musik hat mir da schon sehr gut gefallen, bis auf die Oper. Das "Gejodle" konnte ich nicht ausstehen. Heute ist das ganz anders. Ich gehe gerne in die Oper und genieße die Klangfülle und Kraft, die von der Opernmusik ausgehen und dann in einem entstehen.

Und wann begann ein systematischer Musikunterricht?

Als ich ans Gymnasium und ins Seminar gekommen bin, gab es nach dem ersten Jahr die Möglichkeit, ein Instrument zu wählen. Ich habe mich für die Geige entschieden und habe dann bei Frau Arnold Unterricht gehabt, die zweimal die Woche ins Seminar kam. Bei ihr habe ich klassische Geige gelernt. Das hat mir am Anfang sehr viel Spaß gemacht, aber so nach zwei Jahren kam die erste schwierige Phase mit der Geige, wo ich dann nicht sehr übfleißig war, weil ich auch andere Interessen hatte.

Wie kamen Sie zur Geige?

Zu Hause stand eine Geige zur Verfügung. Man hat mich gefragt, was ich denn lernen wolle, und ich habe einfach gesagt: Geige. In den dreißiger Jahren hat mein Vater am Chiemsee gearbeitet, und ein jüdischer Arzt, der vor den Nazis fliehen mußte, hat die Geige an meinen Vater verkauft. Gekauft wurde sie für den Bruder meines Vaters, der damals auch schon aufs Dom-Gymnasium ging. Aber der wurde dann mit 18 Jahren eingezogen und ist in Rußland gefallen. So kam die Geige an meinem Vater zurück und blieb auf dem Hof. Da die Geige immer noch im Haus, habe ich auf ihr immer rumgespielt und rumprobiert. Sie war so für mich das nächstliegende Instrument. Ich habe immer das Gefühl gehabt: Das probierst.

Was haben Sie gespielt?

Bevor ich Unterricht hatte, habe ich Kinderlieder ausprobiert. Dann kamen leichtere klassische Stückchen und Übungen, später so kleine bessere Sachen, etwa ein Telemann-Konzert. Die ersten zwei Jahre war alles toll, aber dann ging alles zäh, und ich habe mit den Stunden aufgehört und bin ins Dom-Gymnasium zum Geigenunterricht gegangen, denn dort hat er nichts gekostet. Denn wenn man nicht ganz so fleißig war, kam der Geigenunterricht sehr teuer. In der Schule hat mir Herr Ruhland Unterricht gegeben. Das war dann recht toll, denn er hat es nicht so eng gesehen. Er hat mir auch die Freiheit gelassen, nach meinem Gefühl zu gehen, da ich mich mit der Geige schon in Richtung irische Musik entwickelt hatte. Die hat mir viel besser gefallen, aber mit ihm habe ich auch noch klassisch Highlights erlebt. Wir haben die Brandenburgische Konzerte aufgeführt, und das war toll. Damals habe ich das erste Mal jeden Tag eine Stunde Geige geübt. Das hat unheimlich viel aufgebaut. Aber es hat auch viel Spaß gemacht, weil Herr Ruhland soviel eigene Begeisterung hatte, die so gut auf einen übergegangen ist. So hat er mich auch für die Klassik wieder angesteckt. Aber er hat mir auch meinen eigenen Weg gelassen, auf dem ich mich in die verschiedenen Folklore-Musiken bewegt habe, neben der irischen vor allem in die Country-Musik.

Wie kamen Sie zur Folklore-Musik? Über AFN?

Die hat man überall gehört. AFN war einer der Hauptsender für Rock und für Country-Musik. In Freising hat es das Cafe Frauenhofer gegeben, wo sich auch die Weihenstephaner Studenten trafen. Manchmal waren paar Engländer, mal paar Iren da, und mit ihnen ihre Musik. Französische Chansons waren gerade in, irische Folklore und Country waren modern, und so hat jeder versucht, sie zu spielen.

Sind Sie damals schon öffentlich aufgetreten?

Ja, zuerst im Seminar und im Gymnasium. Mit 16 habe ich in einer Gruppe gespielt, aber das war schon mehr Rockmusik. Mit 18 habe ich dann in die Rockmusik die Geige eingebaut. Auch mit irischer Musik bin ich aufgetreten. Das war noch nicht so gut, aber für den Auftritt im Jugendclub hat es gereicht.

Wie ging es dann weiter?

Nach dem Abitur habe ich Zivildienst geleistet. Während des Zivildienstes hat sich in meiner politischen Einstel-

lung eine ganz andere Richtung aufgetan. Ich habe dann in Kommunen gewohnt und gleichzeitig Musik gemacht, aber andererseits auch schon Technik. Geld habe ich gebraucht, und so habe ich dann verschiedene Jobs als Leitungsverleger und Installateur angenommen und bei Texas-Instruments als Packer ausgeholfen. Aber die haben mich nicht so schnell losgelassen, weil sie mein Interesse für Transistoren, Dioden und elektronische Bauelemente bemerkt hatten, die ich immer wieder brauchte. Sie waren an Leuten interessiert, die mit der Technik umgehen und reparieren konnten, und so haben sie mich gefragt, ob ich, wenn ich ständig Einzelteile brauche, auch mit dem Lötkolben umgehen könne. Da haben sie mich zum Reparieren angesetzt, und so begann eine zweite Karriere. Nach zwei Jahren habe ich selber eine Firma aufgemacht.

Wie betreiben Sie heute Musik?

Ich war immer schon in einer Band-Struktur drinnen. Es war entweder eine Rock-Band oder eine Rock-Band gemischt mit Folk, in die man teilweise auch bayrische Volksmusik mit hereingenommen hat. Die Folk-Ecke ist immer größer und die Rock-Ecke immer kleiner geworden. Die Qualität hat sich auch immer gebessert. Als ich in einer Bhagwan-Kommune in Oregon lebte, waren Russen da, die spielten während einer Meditation mit der Geige, was mich dermaßen gerührt hat, daß ich wie ein Schloßhund geheult habe. Aber ich war in Übermaßen glücklich und berührt. Die Musik hat mich unglaublich geweckt. Ich bin dann heimgekommen mit dem Vorsatz: Das einzige, was ich nie aus der Hand gebe, das ist die Geige.

Haben Sie die Geige dabei gehabt?

Ja, ich habe sie dort dabei gehabt, aber habe damals wenig gespielt. Es war die Zeit der Trennung von der Rock-Musik. Als Musik hat Sie mir immer gefallen, aber damals in den Auseinandersetzungen mit der Band-Struktur, was in der Rock-Musik zwangsläufig ist, weil es so viel Konkurrenz gibt, hatte ich genug davon. Jedesmal, wenn man zum Auftritt fuhr, mußte man einen halben Lastwagen mitschleppen. Mit der Geige hingegen ist es sehr einfach. Und so habe ich Sie auch nach Amerika mitgenommen. Da habe ich zwar auch gespielt, aber wichtiger war, daß sich mein inneres Ohr geöffnet hat für eine ganz neue Art, Musik zu empfinden und zu spielen. Vorher war es so, daß man versucht hat, auch selber bei Kompositionen viele Noten aneinanderzureihen.

INTERVIEW

Irgendwie hat es schon ein Klanggebilde sein sollen, aber neu war nun, daß eine Tiefe entsteht, daß es um genau den richtigen Ton zur richtigen Zeit geht, der in einem selbst passiert, wenn man sich öffnet. Es kommt ganz auf die Stille dazwischen an, auf die Pausen, die Idee der Lücke. Das mer-

gelöst, und so habe ich nur mit der Geige weitergemacht. Ich war ein halbes Jahr sozusagen im Exil, in Kassel, und habe mich dort erholt von den Strapazen des vorangegangenen Jahres. Es war eine schöne Zeit, mal Distanz zu haben. Ich war bis dahin nur im bayerischen Raum unterwegs, und



ke ich, wenn ich spiele, wenn der Ton ganz langsam, ganz weich wird, dann ist die Pause der höchste Augenblick der Spannung. Dann kann man wieder zärtlich oder voll von Leidenschaft in das augenblickliche Leben rein. Es ist auch eine Musik, die sehr zum Tanzen reizt, bei der dann Zärtlichkeit, das Spielen miteinander entstehen kann.

Improvisieren Sie oder spielen Sie eher vorgegebene Musik?

Es sind dreierlei Arten von Musik, die wir spielen. Das eine ist sicherlich die eigene Musik, dann vieles, was man nachspielt, Traditionals, die man teilweise original übernimmt, aber teilweise in ein neues Kleid faßt, um so zu spielen, daß man selber das Herz spürt. Wenn man es nur nachspielt, dann besteht die Gefahr, das es ausdruckslos wird, denn technisch hat man es ja drauf, und es läuft dann nur ab. Wenn das Herz nicht dabei ist, dann fällt die Qualität der Musik ab, denn das Herz ist der Träger der Musik. Was zum anderen übergeht, das ist ja nicht der Ton allein.

Wie haben Sie weitergemacht, als sie dann aus Oregon zurückgekommen sind?

Ich ging in eine kleine Kommune in Niederbayern. Die hat sich dann auf-

so war das "Ausland" nicht gerade schlecht für mich. Ich hatte nur die Geige dabei und habe dort oben dann mit russischer Musik angefangen. Aber irgendwie habe ich gemerkt, daß Kassel nicht mein Platz war, und es hat mich wieder nach Freising gezogen. Dort hatte ich auch meine Musiker. Als ich wieder zurückkam, da haben sie auch schon alle auf der Matte gestanden: "Ja, wir machen wieder eine Band auf." Das war der zweite Ursprung von Willie-Le-Truc. Der erste war noch in Niederbayern, bevor ich nach Amerika und nach Kassel ging. Dort hatte ich schon einen Musiker kennen gelernt, von dem ich wußte, daß mit ihm ein neuer Weg anfängt. Er spielte Akkordeon, und wir haben oft nach den Rockproben mit Geige und Akkordeon nachts in der Küche Musik gemacht und eine Riesengaudi dabei gehabt. Das war so ungefähr der Beginnpunkt, 1982. Dann ging ich nach Kassel, und als ich zurück gekommen war, da war der Akkordeonist, der Willie, der erste, der wieder da war. Wir haben dann wieder eine Rockgruppe aufgemacht, aber eine, wo wir auch schon das Akkordeon und die Geige einbauten, denn auf den Festen war das einfach ein toller Klang. Den Leuten hat es gefallen, und sie waren begeistert. Daraus hat sich alles weiter entwickelt, und die Gruppe Willie-Le-Truc entstand.

Wie kamen Sie überhaupt auf den Namen?

Zuerst haben wir uns Troika genannt, russisch Dreigespann, weil wir zunächst zu dritt waren. Später kam viel Swing dazu, französische Chansons und Tango. So war es nicht mehr der passende Name. Dann hat uns ein Walzer von Lydie Auphrey unheimlich gut gefallen, der hieß *Le Truc*. Sie ist Akkordeonistin und hat unheimlich gute Lieder geschrieben. Diesen Walzer haben wir immer als Titellied gebracht, und so hießen wir *Le Truc*, bald darauf Willie-Le-Truc.

Was haben Sie für Instrumente in der Gruppe?

Zwei Geigen, Akkordeon, Kontrabaß, Gitarre und Klarinette, Sopran- und Altsaxophon, Percussions.

Was für Musik spielt die Gruppe jetzt?

Momentan überwiegend jiddische Musik, russische Musik, französische Geschichten wie Tangos und Chansons; vom Willie her kommt noch argentinische und brasilianische Musik, dazu, von meiner Seite etwas arabische. Und Zigeunermusik sowieso. Das ist etwa die Breite der Gruppe. Zigeunermusik ist meiner Geige am liebsten. Wenn ich Csardas spiele, ja dann ..., - ich kann ihn zwar nicht so wie die Anne-Sophie Mutter spielen; die ist ein Highlight, da genieße ich nur so -, aber für uns haben wir auch die Möglichkeit, den Csardas so auszudrücken, daß er gut überkommt, so daß die Leute ihren Spaß daran haben und ihr Herz berührt wird. Das ist das Wichtigste an der Musik. Die jiddische Musik ist eine Musik der Lebensfreude. Zur Lebensfreude gehört es ja, daß man nicht nur ganz glücklich ist, sondern auch, daß man weint. Wenn Tränen kullern können, dann ist das Lachen nicht mehr weit. Es heißt ja von der russischen Musik, daß es eine Musik ist, wo das eine Auge lacht und das andere weint. Da ist eine Riesenbreite an Gefühl und Lebendigkeit.

Wie ist es, wenn Sie vor Ausländern deren Musik spielen. Sind sie von Willie-Le-Truc angetan?

Ja, sie sind begeistert, daß Bayern ihre Musik so spielen und fühlen sich dadurch geehrt. Sie sind überrascht, mit wieviel Intuition und innerem Gefühl die Musik überkommt. Neulich waren einige Leute aus St. Petersburg da, die meinten, in Rußland spiele keiner mehr

INTERVIEW

diese Musik mit solch einer Hingabe wie wir.

Wo kann man Sie hören?

Überwiegend im süddeutschen Raum, aber auch in Italien, Frankreich und Österreich. Im Mai 1998 haben wir Deutschland auf dem Euromusical Festival in Thessaloniki vertreten. Dort drehte das Bayerische Fernsehen einen Film mit uns, der im November ausgestrahlt wurde. Das Ganze hat uns sehr viel Spaß gemacht. Momentan sind wir im Theater Blaue Maus in München, wo wir bis zum Sommer regelmäßig einmal im Monat spielen. Am 29. April spielen wir um 20 Uhr im Bürgersaal Oberschleißheim. In Freising

wollen wir am 1. Mai 1999 zur gleichen Uhrzeit im Lindenkeller unser Jubiläumskonzert anlässlich 15 Jahre Willie-Le-Truc nachholen. Und am 9. Mai gibt es wieder ein Konzert, diesmal um 15.30 Uhr auf dem alten Messegelände in München.

Wie häufig spielen Sie?

Hochzeiten mache ich jetzt mit der Gruppe nicht mehr mit, weil es mir bei Geschäft und Familie mit der Zeit nicht mehr ausgeht, und so spiele ich nur die Konzerte, im Schnitt zwei- bis dreimal im Monat.

Wie kann man Sie hören, wenn man Sie nicht live hören kann?

Wir haben mittlerweile drei CDs veröffentlicht. Die erste wurde frisch-fröhlich mit viel Temperament aufgenommen, ist aber vom technischen Anspruch vielleicht nicht so hochstehend; die zweite genügt dem technischen Anspruch, aber dafür haben wir etwas vom Temperament eingeübt, und mit der dritten sind wir zufrieden, wobei auf jeder viele unheimlich schöne Lieder drauf sind.

Herr Denk, vielen Dank für das Gespräch.

(Manfred Musiol)



MICH DICH ALLE

HUK

Kommen Sie zu uns.
Wir sind ganz in Ihrer Nähe:

Kundendienstbüro
Raimund Lex
Josef-Schlecht-Str. 1b
85354 Freising
Tel.: (08161) 6 85 00
Fax : (08161) 6 86 99

Öffnungszeiten:
Montag - Donnerstag
08:00 - 11:00 und
16:00 - 18:00 Uhr,
Freitag nur
08:00 - 11:00 Uhr

HUK-Coburg

Marianne Baumhauer (19. Februar 1911 - 17. Januar 1999)



Beim Weihnachtskonzert und der Adventsfeier des Kollegiums durften wir sie noch begrüßen. Fröhlich und lebhaft wie immer erzählte sie von ihrer Arbeit, von Plänen und Projekten in der Zukunft, von ihren Studien und Veröffentlichungen, und keiner ihrer Gesprächspartner wäre auf die Idee gekommen, Frau Baumhauer auf nahezu 88 Jahre zu schätzen. Auch nach ihrer Pensionierung hielt sie gute Kontakte zum Dom-Gymnasium und zu den Kollegen, die sie kannte. Für das 6. Heft des Dom-Spiegels gewährte sie ein ausführliches Interview und erzählte von ihrem Leben: ihrer Kindheit, ihrem Werdegang und ihrer Arbeit in der Schule und im Ruhestand. Den Lesern des Dom-Spiegels ist sie außerdem aus der Bücherecke bekannt, war doch in jedem Heft eine Veröffentlichung von ihr zu besprechen.

Am 19. Februar 1911 wurde Marianne Baumhauer in München als Tochter des Malers Felix Baumhauer geboren. Aufgewachsen in München und im Engadin studierte sie nach dem nach dem Abitur am Angerkloster 1930 Mathematik und Physik. Ein Kunststudium wäre auch in Frage gekommen, doch hat sie die vom Vater ererbte Begabung nicht weiter gefördert und die Hinwendung zur Mathematik nie bereut.

Nach dem Examen 1936 waren Stationen ihres Berufslebens: Erding (Hl. Blut), Lindenberg, Oberstdorf, Marquartstein und Neu-Ulm. Um in der Nähe des Vaters zu sein, wollte sie in den Raum München zurückkehren. 1959 wurde sie an das Dom-Gymnasium versetzt, damals als eine der ganz wenigen weiblichen Lehrkräfte an der traditionsreichen Schule.

Sie war gerne Mathematiklehrerin.

Nur wenige Mädchen besuchten damals das humanistische Gymnasium. Immer wieder hat man ihr bestätigt - und darauf war sie stolz -, dass sie den Stoff "mädchengerecht" vermittelt habe.

In der Erinnerung ihrer Schüler, ob Buben oder Mädchen, lebt sie weiter als gerechte, heitere, aus einer christlichen Grundhaltung heraus wirkende Pädagogin, die nicht nur Kenntnisse, sondern auch die Liebe zu ihren Fächern vermitteln konnte.

1974 ging sie in Pension. Einen Ruhestand trat sie damals nicht an. Es war eher der Anfang einer neuen Berufstätigkeit.

Sie fuhr sofort ins Engadin, lernte Rätoromanisch und zum Oberengadiner auch den Unterengadiner Dialekt, schrieb in diesen Dialekten kleine Geschichten und begann ihre Forschungen über Sagen und Familiengeschichte aus dem Raum Tarasp, die sie in rätoromanischer Sprache veröffentlichte. Sieben Hefte *La lingua da meis bapsegne* - Die Sprache meines Großvaters - und die *Geschichte der Lehenshöfe von Tarasp*, nach umfangreichen Studien im Landesarchiv von Innsbruck entstanden, sind die ansehnliche Ernte dieser ersten Jahre.

Als sie 80 Jahre alt geworden war, hatte sie diese Arbeiten abgeschlossen und widmete sich fortan der Biographie und dem künstlerischen Lebenswerk ihres Vaters. So entstanden *Der Maler Felix Baumhauer* (Eichstätt 1992) und *Der Maler Felix Baumhauer, ein Leben für die Kunst* (Eichstätt 1994) mit Nachtrag (1997).

Am 17. Januar 1999 ist sie nach kurzer Krankheit und doch überraschend aus einem arbeitsreichen, christlich geprägten Leben abberufen worden. Viele ehemalige Kollegen und Schüler trauern mit der Familie und gaben der Verstorbenen das letzte Geleit.

(Annemarie Schmid)

ANSICHTEN EINES AQUARELLMALERS

Im Dezember 1998 lockte im damals winterlich verschneiten Freising eine Ausstellung mit dem Titel "Der Winter im Aquarell" in den Marstall des Landratsamtes Freising. 125 stimmungsvolle Winteraquarelle entstammten dem aufmerksamen Auge und der sicheren Hand eines Abiturienten unserer Schule. Durch seine persönliche Anwesenheit und seine offene Art ergaben sich schnell ein guter Kontakt und mit einem Termin für einen Atelierbesuch Gelegenheit zu einem Gespräch, in dem der Künstler über sich Auskunft gab. Herr Georg Reif ist 1946 in Freising geboren, wuchs in Langenbach auf, war sechs Jahre "Zögling" des Erzbischöflichen Knabenseminars und studierte nach dem Abitur 1966 Pädagogik mit Kunsterziehung als musikalisches Hauptfach in München - Pasing, wurde dann Lehrer an verschiedenen Schulen im Landkreis Landshut, baute 1980 - 84 die Deutsche Schule in Oslo auf und widmete sich von der Schönheit des norwegischen Winters verleitet intensiven Winter- und Schneestudien. 1984 kehrte er nach Bayern zurück und wohnt in Altdorf bei Landshut (Aicher Weg 3, 84032 Altdorf. Tel./Fax: 0871/31709), wo er bis 1994 an der Hauptschule unterrichtete. Seither ist er freischaffender Künstler. Seine Bilder zeigte er in etwa 50 Einzelausstellungen nicht nur in Ober- und Niederbayern, sondern auch in Norwegen, Italien und den USA.

Vor dem großen Fenster des Ateliers im Dachgeschoß seines Einfamilienhauses überwintern in Glaskästen tropische Orchideen und fleischfressende Pflanzen, an den Wänden und Dachschrägen sind überall Zeichnungen und Aquarellskizzen befestigt, in einem Glaskasten liegen zahlreiche Skizzenblockblätter mit Bleistift und Wasserfarbenskizzen, die 'Ausbeute' einer Autofahrt vom Vortage. Wenn seine Frau fährt, dann könne er noch während der Fahrt seine Eindrücke festhalten, erzählt Herr Reif.

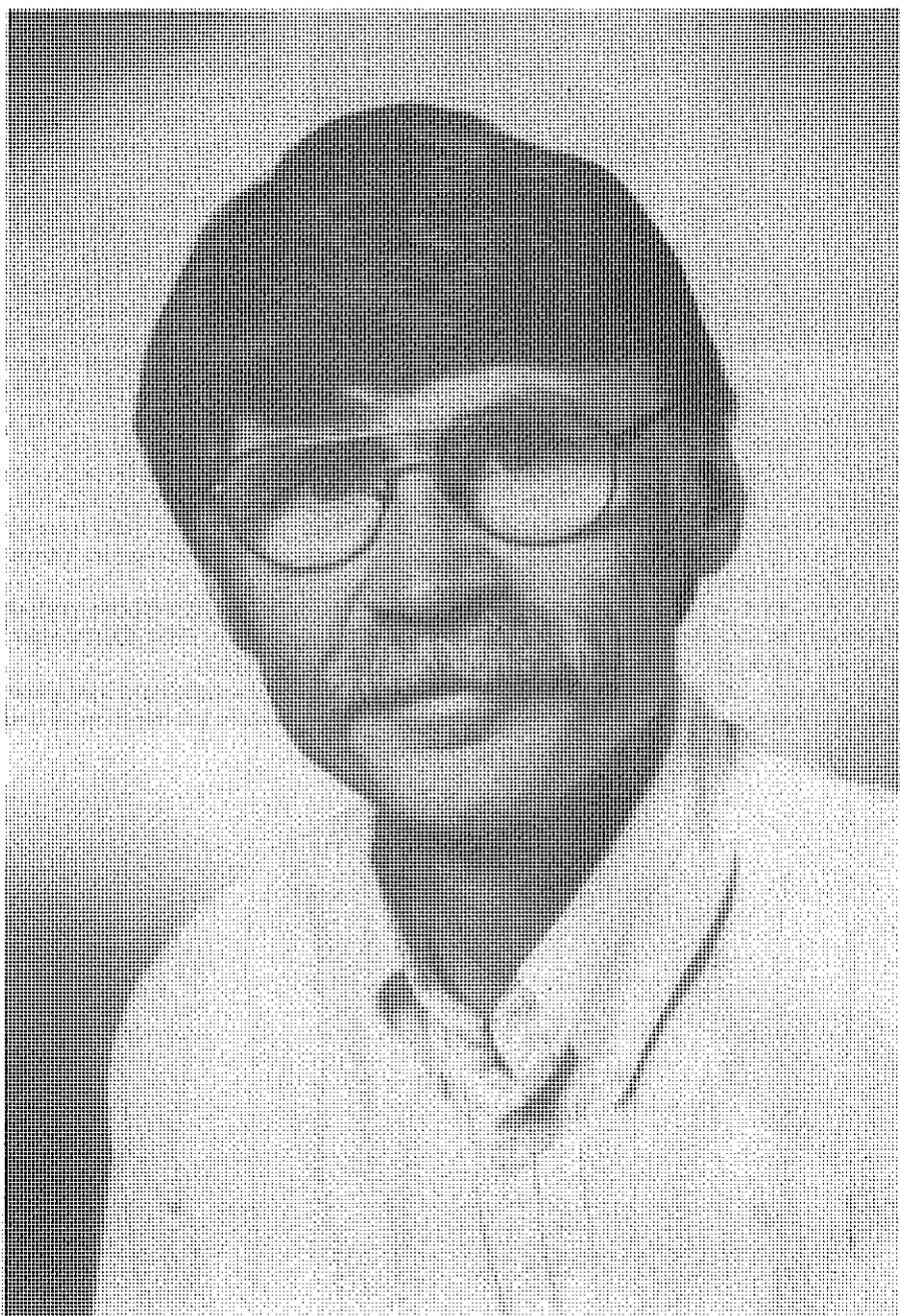
Herr Reif, was bedeutet Ihnen persönlich Ihre künstlerische Arbeit?

Kunst ist Phantasie und Kreativität. Phantasie brauchen wir jeden Tag zum Leben, zum Überleben. Sie ist genauso wichtig wie das Essen. Nur mit Hilfe meiner künstlerischen Arbeit konnte ich z.B. einige schwere gesundheitliche Schicksalsschläge durch- und überstehen.

Welche Bedeutung hat die Kunst Ihrer Meinung nach für den Menschen?

Seit der Steinzeit hat Kunst für den Menschen hohe Bedeutung. Der Mensch hat immer schon seinen Körper, seine Kleidung, seine Waffen, seine bescheidenen vier Wände mit Kunst umgeben. Der Austausch zwischen den Völkern hat die Menschen bereichert, hat sie weiter gebracht, kunsthandwerkliche Gegenstände aus fremden Ländern wurden gehandelt und hatten große Bedeutung für den Besitzer.

In Schweden hat man im letzten Jahr eine Umfrage gemacht unter 13000 Menschen. Man hat festgestellt, daß Menschen, die sich für Kunst interessieren, eine wesentlich höhere Lebenserwartung haben. Ich glaube



Kunst fördert die Phantasie nicht nur dem aktiv Kunstschaffenden, sondern auch dem Kunstbetrachter und dem, der sich gerne mit Kunst umgibt. Kunst gibt aber auch Möglichkeit zur Vertiefung und Ruhe in einer turbulenten Welt, in einer Flut von Bildern, die Presse, Fernsehen und Reklame täglich auf uns zuwälzen. Picasso hat einmal gesagt, Kunst wische den Staub des Alltags von der Seele.



Kohlmeise (Parus major)

Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Natur. Welche Gründe hat das?

Ich bin auf dem Lande aufgewachsen in einem damals noch kleinen Dorf im Landkreis Freising. Schon als Kind war ich sehr interessiert an Pflanzen und Tieren, für alles was ich so in meiner ländlichen Umgebung fand. Ich bin als Bub unheimlich viel herumgestreift und habe versucht alles selbst zu erforschen und mir Kenntnisse zu verschaffen. Vor allem interessiert hat mich immer das Wasser, z.B. die Moosgräben, die meinen Heimatort umgeben haben, die Pflanzen, die das feuchte Element lieben und die Tiere, die sich darin befinden haben. Der Grund, warum ich als Künstler heute hauptsächlich Natur wiedergebe, ihre Stimmung und ihren Ausdruck, ist folgender: Ich glaube, daß Harmonie und Schönheit sehr wichtig sind in unserem Leben. Damit ist nicht gesagt, daß ich blind bin für die Schattenseiten, aber gerade da, wo das Schlechte an Boden zu gewinnen

versucht, sollte man sich bemühen, das Schöne darüber zu setzen.

In Ihrer Ausstellung im Dezember 1998 in Freising hatten Sie eine Menge Skizzenblöcke gezeigt. Hier in ihrem Atelier liegen zahlreiche Naturstudien herum oder sind an die Holzwände gepixt. Welche Bedeutung haben Skizzen für Sie?

Natura est magistra artium. Naturstudien sind gewissermaßen die Grammatik. Man muß die Grammatik einer Sprache beherrschen, wenn man sich in ihr ausdrücken will. Man muß auch die Natur kennen und verstehen, man muß im Geiste der Natur denken und fühlen. Ohne Skizzenblock bin ich krank; ich muß ihn immer bei mir haben.



Winterabend auf dem Domberg

Welche Voraussetzungen braucht man als Mensch und Künstler, der Natur so nahe zu kommen?

Es ist, denke ich, eine glückliche Synthese von Naturbeobachtung, Phantasie, Naturverehrung und vielleicht auch Poesie, Naturempfinden im Sinne des Wortes.

Es sind in der Regel einfache Motive, nichts Gigantisches oder Spektakuläres, mit dem Sie sich beschäftigen. Gerade auch in ihrer Freisinger Ausstellung ist mir das aufgefallen.

Ja, da steckt auch ein wenig Pädagogik dahinter. Schließlich ist ja auch mein beruflicher Hintergrund ein pädagogischer. Ich möchte den Menschen gerne zeigen, daß man in einfachen Dingen unheimlich viel Schönes ent-

decken kann. Die Beschränkung auf das Einfache bringt eine unendliche Ruhe und Seligkeit mit sich in der Kunst wie im Leben. Ich möchte das Kleinste und Unscheinbare in der Natur beseelen, mit wenigem viel ausdrücken.

Wie weit kommt Ihnen hier Ihre Haupttechnik, das Aquarell, entgegen?

Ich liebe es, Aquarelle zu malen. Sie sind wie kleine lyrische Verse. Ölmalereien sind mehr wie große Romane. Das was man sagen will, erzählt man viel einfacher und leichter im Aquarell. Das Aquarell - Sie haben gerade meine Naturstudien gesehen - kommt dem Bild, das man gerade aufnimmt und in sich trägt, sehr viel näher. Bei Holzschnitten und Ölmalereien, bei allen Techniken, die einen hohen techni-

schen Einsatz erfordern, muß man sich vorwärts tasten, fast einen Dialog mit dem Material führen, und man verliert leicht etwas von der Freiheit, der Leichtigkeit und der Spontaneität, die die Wasserfarben haben möchten.

Immer wieder taucht in Ihren Bildern das Wasser auf.

Ja, keine andere Technik ist so gut wie das Aquarell geeignet, die Transparenz, die Farbigkeit, die zerfließenden Reflexionen und natürlich die Bewegung des Wassers wiederzugeben.



Strandleben (Ausschnitt)

Haben Sie schon jemals daran gedacht, gegenstandslos zu malen?

Das ist eine gute Frage. Ich kann sie glatt mit Nein beantworten. Abstrahierend dagegen ja. Da gibt es natürlich ganz normal im Laufe eines langen Künstlerlebens immer wieder Versuche, sein Auge und seinen Geist zusammenzukneifen und zu abstrahieren. Das ist eine natürliche Folge jahrelanger künstlerischer Beschäftigung. Das habe ich immer wieder versucht, da gibt es immer wieder Etappen, aber die waren niemals gegenstandslos. Das wäre mir zu fern. Ich bin kein Deuter, sondern ein Maler, Philosophen und Mathematiker, die mögen meinetwegen abstrakt malen. Ich bin begeistert, Zustände, Spannungen, Gefühle auszudrücken, ich muß beschreiben und erzählen.

Herr Reif, wie fing es denn mit dem Malen an? Haben Sie Erinnerungen an frühes Malen?

Ja, die habe ich. Wenn wir heute Klassetreffen haben oder wenn ich mit ehemaligen Klassenkameraden aus meiner Volksschulzeit zusammenkomme, dann wird heute noch darüber gewitzelt wie ich in den ersten Schuljahren in der ersten und zweiten Klasse meine Lehrerin, Gott hab sie selig, tagtäglich mit einem Bündel von Zeichnungen beglückte, die ich am Nachmittag des Vortags für sie angefertigt hatte. Damit möchte ich sagen, ich habe schon als Kind viel gezeichnet und während meine Schulkameraden Fußball spielten, die Zeit damit zugebracht, Gegenstände in die Hand zu nehmen und abzuzeichnen. Das hat mir immer

schon sehr viel Spaß gemacht. Meine Maltätigkeit als Kleinkind kann ich mit folgender Geschichte umreißen: Ich bin als Linkshänder geboren und hab schon im vorschulischen Alter sehr viel gezeichnet, natürlich alles mit der linken Hand. Als ich dann in die Schule gekommen bin zu einer Zeit, als man Linkshänder mit Gewalt, koste es, was es wolle, umfunktionieren mußte und wollte, hat meine Lehrerin es geschafft, mir das rechtshändige Schreiben anzugewöhnen, aber das bereits sehr gefestigte linkshändige Zeichnen umzuändern, das hat sie nicht mehr gekonnt. So kommt es, daß ich heute alle meine Schreibarbeiten mit der rechten Hand ausführe, aber meine künstlerischen Arbeiten erfolgen alle aus der linken Hand heraus.

Was haben Sie damals gezeichnet?

Wie ich eben schon gesagt habe, Dinge, die ich in die Hand genommen habe oder die ich vom Fenster sah. Vögel habe ich unheimlich gerne gezeichnet. Sie faszinieren mich heute noch. Äpfel, Blumen aus dem elterlichen Garten, eine Vase, die meine Mutter auf den Tisch gestellt hat. Als Kind bin ich noch nicht, wie heute, in die Natur gegangen. In die Natur bewußt hinausgegangen, um zu zeichnen, bin ich erst so mit sechzehn, siebzehn Jahren. Da spielten sicherlich auch kunsterzieherische Einflüsse eine Rolle. Am Gymnasium war ich in den ersten Jahren Schüler von Herrn Vogelgsang, später von Herrn Zunterer. Diese Kunsterzieher sagten mir: Du mußt auch mal hinausgehen in die Natur. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich dadurch von den Lehrern motiviert worden bin.

Haben Sie noch frühe Zeichnungen und Bilder?

In vielen Häusern hängen noch ganz alte Sachen von mir. Ich selber habe nichts mehr. Es wurde nicht mehr geschätzt und teilweise weggeworfen, aber wenn ich heute manchmal in die Häuser von Bekannter oder Freunde aus der Jugendzeit komme, - ich freue mich natürlich über die Hochschätzung -, dann finde ich dort noch so ganz, ganz frühe Arbeiten.

Wie betrachten Sie heute diese Arbeiten?

Sehr kritisch, sehr kritisch. Vieles sind Kopien großer Meister. Diese Zeit bin ich natürlich auch mal durchgegangen. Ich möchte sie nicht missen. Ich habe viel gelernt dabei. Andere Bilder sind eben Frühstadien meines heutigen Kunstschaffens, die einfach künstle-

risch noch eine jugendliche Sprache sprechen, mit der man sich heute nicht mehr identifiziert, aber man muß eben Zeiten des Studiums, in denen man an sich arbeitet, durchgehen.

Wann begann dann eine ernsthafte Beschäftigung mit der Kunst?

Das könnte man vielleicht in die Zeit der frühen siebziger Jahre legen. Meine erste Einzelausstellung hatte ich 1979. Dann ging es eigentlich Schlag auf Schlag. Mittlerweile haben sich in diesen zwanzig Jahren etwa 50 Einzelausstellungen angesammelt, daneben unzählige Beteiligungen an Gruppenausstellungen. Dazu kommt noch eine Anzahl von Buchillustrationen.

War das eigentlich eine autodidaktische Entwicklung, oder haben Sie Kunst auch studiert?

Teilweise ist es schon autodidaktisch. In aller Bescheidenheit sage ich oft, ich habe 10 Prozent Begabung und 90 Prozent Fleiß in die Wiege gelegt bekommen. Ich reite nicht auf einer tollen Begabung oder Ausbildung herum, aber worauf ich stolz bin, wenn ich darauf stolz sein darf, das ist die mir gegebene Ausdauer und Disziplin. Ich habe sehr hart an mir gearbeitet, und wenn mir etwas nicht auf Anhieb gelungen ist, das war immer schon so, auch als Kind, wenn die Zeichnung nicht so war, wie ich sie wollte, dann habe ich sie wiederholt und nochmal wiederholt, bis sie meinen Anforderungen Genüge getan hat. Dann habe ich Pädagogik für den Volksschuldienst studiert, und meine akademische Ausbildung beschränkt sich darauf, daß ich Kunsterziehung als musikalisches Hauptfach studiert habe und zwar bei den Professoren Seitz und Daucher in München - Pasing. Dort habe ich auch in zahlreichen Seminaren eine kunstpraktische Ausbildung genossen. Verschiedensten Techniken, auch Drucktechniken, bin ich hier zum ersten Mal begegnet. An Kupferdrucktechniken habe ich dann auch später sehr viel Freude gefunden.

Wann hat eigentlich die Liebe zum Aquarell begonnen?

Zunächst habe ich mit Ölfarben gemalt. Dann kam der Zeitpunkt, wo mich die Ölmalerei nicht mehr begeistert hat. Dieses ständige Auflegen neuer Farbschichten wurde mir zu langweilig. Auch die Tatsache, daß man die Ölfarbe jederzeit wieder wegkratzen konnte, wenn man wollte, hat mich nicht mehr befriedigt. Ich entwickelte mich mehr und mehr zu einem sehr schnellen Ar-



Frühlingserwachen

beiter. Da hat mich die pastose Ölfarbe viel zu sehr gebremst. Im Laufe der Jahre hat sich das Aquarell als die mir adäquate Arbeitsweise herausgeschält.

Wie wird aus einem Eindruck in der Natur, einer Wahrnehmung, ein Bild, ein Aquarell?

Es sind verschiedenen Dinge notwendig. Man muß die Natur erstmal beobachten, man muß seine Phantasie und seine Kreativität einsetzen, man muß das Bild, bereits während man es mit seinen Augen aufnimmt, künstlerisch umsetzen und muß sich überlegen, was man wegläßt, was man hinzufügt, um ein ganzheitliches Bild entstehen zu lassen. Man muß aber auch in seinem Inneren Wesenszüge wie Poesie, Naturverehrung und echtes Naturempfinden einsetzen, die mitentscheiden, ob ein Eindruck objektiv und stimmungsvoll wiedergegeben wird.

Wie entsteht dann nach der Skizze vor Ort ein großformatiges und komplex strukturiertes Aquarell?

Da ist die Skizze natürlich oft eine gute Voraussetzung. Man beobachtet zunächst im Kleinen, in der Natur und stellt soweit technisch möglich in der Natur die Skizze her, führt sie zu Ende aus. Zu Hause blättert man seine Skizzen in aller Ruhe durch, und dann kommt es einem: Das, genau das ist die Vorlage für ein großes Bild. Es ist so ein Aha-Erlebnis. Nicht jede kleine Skizze eignet sich zur Vergrößerung. Oft liegt im Intimen etwas Wunder schönes, was zu vergrößern eine Vergewaltigung wäre. Wie man in der Freisinger Ausstellung sehen konnte,

zeichnet meine Kunst sowohl die Liebe zu kleinen und mittleren Formaten aus, aber auch, was schon seltener ist, zu Aquarellen im Format von einem Meter.

In der Ölmalerei können Sie beliebig oft Hand an ein Bild legen. Wie oft können Sie zu einem großformatigen Aquarell zurückkehren?

Das ist eine Frage, die ich gerne beantworte. Ich werde oft gefragt: Herr Reif, wie lange brauchen Sie zu einem so großen Aquarell? Die Leute erwarten dann eine Antwort, die in den Bereich von mehreren Stunden oder mehreren Tagen geht. Die Frage ist an und für sich völlig falsch gestellt, kann nur von Laien so gestellt werden, denn wie ein kleines Aquarell muß auch ein ganz großes Aquarell in extrem kurzer Zeit entstehen. Das ist das Schwierige am Aquarell. Deshalb spricht man auch vom Aquarell als der schwierigsten Technik überhaupt. Das Aquarell muß zu 90 Prozent fertig sein, bevor das feuchte Papier - das Aquarellpapier wird ja vorher insgesamt feucht gemacht - wieder trocken ist. Ein Aquarell von einem Meter Seitenlänge zu malen, erfordert einen ungeheueren körperlichen Einsatz. Also nach dem Malen eines solch großen Bildes in dieser extrem kurzen Zeit bin ich völlig schweißgebadet und physisch erschöpft. Da bin ich fix und fertig.

In der allgemeinen Wahrnehmung scheint das Helle auf dem Dunklen zu liegen. Nimmt ein Aquarellmaler die Welt farbig umgekehrt wahr?

Das kommt mir vielleicht bei der Wintermalerei entgegen. Viele Leute fragen mich: Herr Reif, es muß doch wahnsinnig schwierig sein, Winteraquarelle zu malen. Meist antworte ich humorvoll: Es ist ganz einfach. Man läßt einfach das Papier jungfräulich weiß. Das ist natürlich nur eine ironische Antwort, denn die Kunst liegt darin, das Papier an der richtigen Stelle weiß zu lassen. Nur allzu schnell ist das Papier überpinselt, und die weißen Stellen sind vertan. Man muß hier schon sehr mit Verstand bei der Sache sein und das Bild von Grund auf aufbauen. Ansonsten zeichnet meine künstlerische Arbeit immer auch das Weiß des Papiers aus. Bei allen meinen Bildern, nicht nur den Winterbildern, sondern auch den Sommerbildern, lasse ich sehr viel Weiß drum herum oder auch mal mitten drin. Das hat den Sinn, daß auch der Betrachter hier eigene Freiräume finden kann, in denen er seine eigene Phantasie spielen und walten lassen darf. Wir leben ja nicht mehr im Zeitalter der Romantik, wo der Maler jedes Blatt am Baum einzeln gemalt hat mit absurder Akribie bis in jede Ecke des Bildes. Wir leben in einer Zeit viel größerer Mündigkeit, und ich meine, daß es wichtig ist, dem mündigen Menschen unserer Zeit in einem Bild Freiräume zu belassen, wo er seine eigene Phantasie, seine eigene Vorstellungen entfalten kann.

Welche Rolle spielt die Darstellung des Menschen in ihrem Werk?

Ja, das ist in unserem Gespräch fast untergegangen, wir haben uns fast ausschließlich auf die Natur beschränkt. Aber es ist doch so, daß ich mich im Laufe der letzten Jahre immer mehr auch mit dem Menschen beschäftigen mußte. Allein die Illustrationsarbeiten zu verschiedenen Büchern haben dies erforderlich gemacht. Ich habe mich eigentlich immer auch schon mit dem Menschen beschäftigt, schon in relativ jungen Jahren viel Akt gezeichnet, und ich habe mir hier ein künstlerisches Gesamtbild des Menschen aufgebaut, das mir heute die Arbeit erleichtert. Ich baue gerne in meine Arbeiten auch den Menschen mit ein. Ein Stadtbild - ich erinnere an das Buch *Landshut mit den Augen eines Aquarellmalers* mit über 300 Bildern - kann nicht ohne Menschen sein. Eine Stadtansicht muß mit Leben erfüllt und ein Spiegelbild unserer Zeit sein. Dazu gehören nicht nur Menschen, sondern z. B. auch Autos. In eine Parklandschaft, eine Naturlandschaft, durch die ein Weg führt, zeichne ich gerne auch Personen. Sie bringen Leben in ein

Bild, Bewegung, Farbigkeit mit neuen Farben, die die Natur nicht hergibt, aber z. B. die Kleidung der Menschen. Ich arbeite z. Zt. an einem Buch über die Landshuter Hochzeit mit 150 Bildern, die ich bei der letzten Hochzeit 1997 am Straßenrand während der Festzüge ausschließlich mit figürlichen Arbeiten machte. Somit wird wahrscheinlich die figürliche Arbeit in meinem Werk der nächsten Jahre einen wesentlichen Platz einnehmen.

Porträtieren Sie?

Nur wenn ich unbedingt muß. Um gute Porträtarbeiten machen zu können, muß man wirklich ständig am Ball bleiben. Was ich vorher über meine Arbeit mit der Natur sagte, von der Technik,

sehr gern in meinen eigenen Ausstellungen selber anwesend, weil ich den Kontakt mit den Menschen suche. Aber die Natur ist mir künstlerisch gesehen wichtiger. Man kann schließlich nicht alles machen.

Wie leicht wird es in unserer Gesellschaft einem freischaffendem Künstler gemacht, mit Menschen und damit auch möglichen Kunden in Berührung zu kommen?

Es gibt hier verschiedenen Einrichtungen, in denen man seine Arbeiten zeigen kann. Das sind zunächst mal die professionellen Galerien, an die man teilweise ziemlich hohe Prozentabgaben für verkaufte Bilder und auch schon im voraus hohe Beträge entrichten muß, um überhaupt vermarktet



Die wilde Jagd

die notwendig ist, von den ständigen Skizzen, die man in der Natur anfertigt und dem Denken und Fühlen im Geiste der Natur, muß man auch auf die Arbeit mit dem Menschen transferieren. Ein starres Porträt, das nichts aussagt, ist ein totes Porträt. Man muß sich auch mit den Hintergründen eines Menschen beschäftigen und sehr viel mehr ausdrücken als bloß das Oberflächliche. Mir erscheint die Landschaft in der Natur wichtiger als die Landschaft im Gesicht des Menschen, wobei ich nicht sagen möchte, daß ich ein Mensch bin, der anderen Menschen aus dem Weg geht. Ganz im Gegenteil, ich möchte mich als philanthropen Menschen bezeichnen. Ich bin auch

zu werden. Zum anderen bieten unsere kommunalen Einrichtungen Künstlern Möglichkeiten an. Aber auch das ist nicht immer kostenfrei. Manche Einrichtungen lassen sich ziemlich hohe Mieten zahlen. Man muß schon sehr scharf kalkulieren, bevor man solche finanziellen Wagnisse eingeht, denn eine Ausstellung zu machen bedeutet sehr viel finanziellen Einsatz. Zunächst macht man die Einladungskarte. Die Leute sind heute verwöhnt, man kann nicht einfach etwas ins Kopiergerät schieben. Die Einladung muß nach etwas aussehen, muß attraktiv wirken. Dann braucht man ein Plakat, man braucht eine Musikgruppe, die auch nicht umsonst spielt, schließlich man

INTERVIEW

muß versuchen, attraktive Laudatoren zu finden, die begrüßen und eine Einführung machen. Zur Vernissage braucht man ein Buffet, muß etwas ausschenken, etwas zu essen anbieten, und auch, wenn es nur kleinere Sachen sind, kostet alles Geld. Wenn man das alles zusammenrechnet, dann kommen hier sehr stattliche Summen heraus. Einen großen Posten stellt die Miete für die Ausstellungsräume dar. Da ist viel Selbstsicherheit notwendig, und ich erinnere mich an Zeiten, da meine Frau mir gesagt hat: "Du bist verrückt, du kommst da nie raus." Aber mit viel Mut zum Wagnis ging das in der Regel immer gut aus. Ich bin dankbar den vielen Menschen, die mir immer positive Resonanz gebracht und mich im Laufe meiner künstlerischen

Zum Teil sind es reine Aquarellbücher, zum anderen Bücher, die mit Federzeichnungen illustriert sind. Teils sind es Illustrationsaufgaben, die mir von Verlagen gestellt wurden, teils Bücher im Eigenverlag. Hervorheben möchte ich das Buch mit dem Titel *Landkreis Landshut* mit mehr als dreihundert Aquarellen in Farbe von 1988, dann 1992 *Landshut mit den Augen eines Aquarellmalers*, 1994 *Moosburg mit den Augen eines Aquarellmalers* und mir am wichtigsten 1996 *Aus dem Tagebuch eines Aquarellmalers. Das Jahr im Kreislauf der Natur*, das ich in einer gesundheitlich sehr, sehr schweren Zeit verfaßt und gestaltet, das ich mir selber als Therapie in einem sehr harten Jahr gestellt habe. Damals habe ich überlegt: was mache ich, was ma-

weil ich hier gezwungen war, Historisches mit Lokalkolorit zu verweben.

Was sind Ihre Pläne für 1999 oder vielleicht auch schon für das nächste Jahrtausend?

In diesem Jahr wird mich eine Illustrationsarbeit beschäftigen, die sich während meiner Freisinger Ausstellung ergeben hat, nämlich *Kirchen in und um Freising*. Das Buch wird von der Stadt Freising herausgegeben und, so denke ich, noch heuer erscheinen.

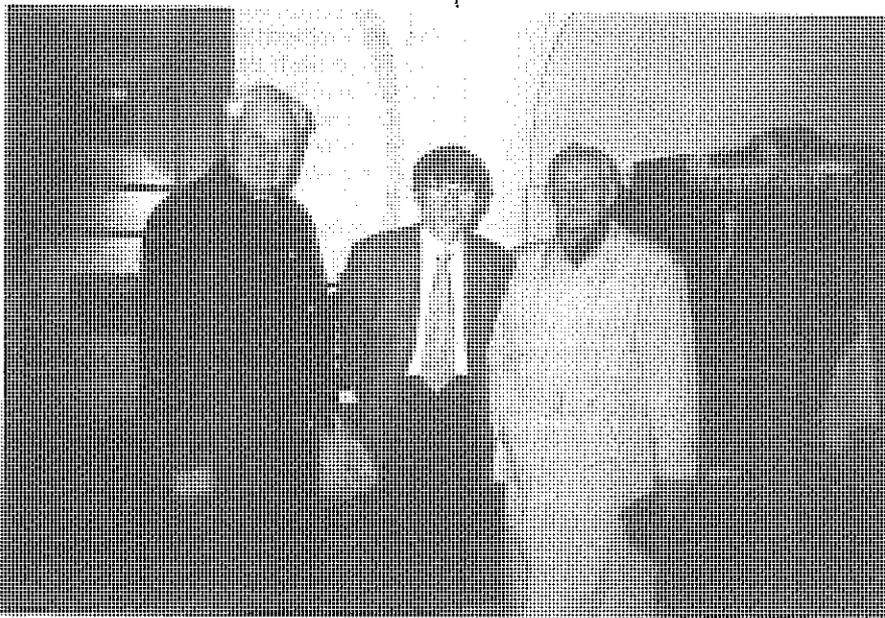
Dann arbeite ich noch an einem großen Werk. Ich bin ein Israel-Fan und suche immer nach Lücken, in denen noch keiner gearbeitet hat. Nach drei Reisen nach Israel, auf die heuer noch eine vierte folgen wird, arbeite ich an einem Buch mit dem Titel *Als Aquarellmaler im Heiligen Land*. Da freue ich mich schon sehr auf die Arbeit am Layout und vor allem auf die an den Texten. Die Bilder werden ausschließlich mit Bibeltexten unterlegt sein.

Freuen Sie sich über Besuche in Ihrem Atelier?

Ja, wenn es nicht tagtäglich ist, denn als Künstler muß man natürlich auch arbeiten. Wie schon Karl Valentin sagte, ist die Kunst was Schönes, aber macht viel Arbeit. Man möchte nicht in der Kontinuität der Arbeit gestört werden. Gerade die ist wichtig. Man ist vielleicht gerade dabei, in einen neuen Bereich vorzudringen, nicht notwendigerweise in eine neue Technik, denn nach vielen Jahren künstlerischer Beschäftigung, ist man eigentlich in der Technik sicher. Oft dringt man in neue Motivräume vor, die besondere Konzentration und viel Zeit erfordern. Also, ich persönlich mag gerne mit Leuten zusammen sein und genieße auch die Resonanz bei den Betrachtern und die Freude an meinen Bildern, aber ich brauche immer auch zeitliche Refugien, in denen ich mich wirklich auf meine Arbeit konzentrieren kann. Man sollte vielleicht vorher anrufen, um einen Zeitpunkt zu vereinbaren, und nicht plötzlich vor der Tür stehen.

Vielen Dank für das Gespräch, Herr Reif.

(Manfred Musiol)



Wolfgang Diepolder, Georg Reif, Herbert Rott

Jahre immer wieder unterstützt haben, die mir treu geblieben sind und die mich immer wieder ein Stück weiterbrachten. Ich habe auch eine Reihe von aufwendigen Büchern im Eigenverlag verlegt, und da war es immer auch wichtig, hier auf Mittel zurückgreifen zu können, die sich aus der künstlerischen Arbeit ergeben haben.

Was sind Ihre Schwerpunkte, Ihre Absichten und Ziele bei der Erstellung von Illustrationen für Bücher.

Im Moment arbeite ich an meinem fünfzehnten Buch. Es ist das erwähnte Buch über die Landshuter Hochzeit.

che ich, um mich selber bei der Stange zu halten, und so kam ich auf die Idee: ich male zu jedem Tag der Jahres ein Bild und schreibe einen Text dazu. Das war eine sehr wichtige Aufgabe für mich, weil sie mir von einem Tag zum nächsten eine Brücke gebaut hat. Es gibt auf dem gesamten deutschen Buchmarkt kein Buch in dieser Art. Vor zwei Jahren durfte ich erstmals ein Kinderbuch illustrieren, was mir auch sehr viel Spaß gemacht hat. Im November 1998 ist ein reines Weihnachtsbuch erschienen. Illustriert habe ich auch zwei Bände mit Legenden und Sagen aus dem Landkreis Landshut, die mir viel Freude gemacht haben,

Die Relevanz von Musik

Als ich an der Endfassung dieses Artikels arbeitete, erreichte die Krise im Kosovo mit den Luftangriffen der Nato gerade einen Höhepunkt. Die Konfrontation mit einem derartigen militärischen Einsatz in Europa, dem Schicksal der Flüchtlinge, der Vertreibung und sinnlosen Ermordung von Menschen, warf für mich die Frage auf, ob die Beschäftigung mit meinem Fachgebiet eigentlich von Belang ist, oder ob es nicht sinnvoller wäre, sich mit einem Bereich zu befassen, der den Menschen augenscheinlich handfester helfen könnte.

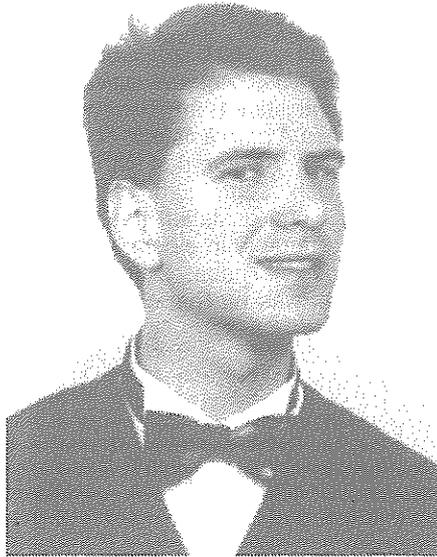
Das heißt in meinem Fall: **Was braucht der Mensch zum Leben die Wissenschaft von der Musik?** Davon ausgehend versuche ich also im Folgenden, Antworten auf die Fragen zu finden: **Was ist Musikwissenschaft? Ist das, womit sie sich beschäftigt, für den Menschen von Relevanz? Und wenn ja, wie relevant?**

Bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Musik lassen sich zwei Bereiche unterscheiden: Ein eher historischer Bereich und ein eher systematischer Bereich.

Der historische Bereich befaßt sich vor allem mit musikgeschichtlichen Fakten und Entwicklungen: Dazu zählen die Biographie von Musikern und Komponisten, die Entwicklung von musikalischen Gattungen, z.B. der Oper oder des Instrumentalkonzertes, der Geschichte von Musikinstrumenten oder der Musikgeschichte von Städten und Ländern sowie das Sammeln und Aufbereiten von musikalischen Quellen und Archivalien.

Ein ganz anderer Bereich dagegen ist der systematische, der sich mit dem wie und warum von Musik beschäftigt: Was ist Musik? Wie wirkt sie auf den Menschen? etc.

Diese Fragestellungen scheinen mir von grundlegender Bedeutung zu sein, bergen allerdings auch besondere Schwierigkeiten: Einerseits nämlich rührt das Sprechen über Musik an die Grenzen der Sprache - denn wie soll etwas das nicht-sprachlich ist so in Worte gefaßt werden, daß der Sachverhalt auch von anderen eindeutig erfaßt werden kann? Die Tanzwissenschaft beispielsweise kennt ähnliche Schwierigkeiten, wenn sie versucht, Bewegungen eindeutig zu beschreiben - andererseits potenziert sich diese Problematik, wenn sich der außersprachliche Bereich „Musik“ mit dem



außer-musikalischen Bereich „Emotion“ verbindet.

Auf der einen Seite wirkt Musik unmittelbar auf das vegetative Nervensystem des Hörers, auf der anderen Seite kann Musik für den Musikschaaffenden wiederum Mittel sein, seine Emotionen auszudrücken und sie anderen zu vermitteln.

Schließlich kann sie auch berechnend eingesetzt werden, um diese oder jene Wirkung bei dem Hörer zu erreichen.

Ein Bereich der mich besonders fasziniert, ist der rhetorische Aspekt von Musik, die Verbindung von Musik und Sprache: Musik kann eine sprachliche Äußerung verstärken, sie ironisieren, hinterfragen oder gar in ihr Gegenteil verkehren. Lassen sie mich dies an einem Beispiel aus der Operngeschichte illustrieren: Ende des 16. Jahrhunderts versuchten die Musiktheoretiker und Komponisten in Oberitalien der Musik eine ganz spezielle Stellung zu geben. Sie erinnerten sich an das Theater der griechischen Antike: Das Wort sollte zur Herrin über die Musik werden und die Musik ganz im Dienst der Wortausdeutung stehen: Die Musik verstärkt das Wort. Die Verbindung von Wort und Musik konnte schließlich bisweilen so intensiv werden, daß das Wort sogar wegfallen durfte, ohne daß die Musik uneindeutig zu werden drohte. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde dann diese enge Verbindung von Wort und Musik auf mehrere gleichzeitig nebeneinander verlaufende Ebenen aufgespalten. Ein Akteur verkündet beispielsweise wortreich seine Treue zum

König, gleichzeitig erklingen aber im Orchester die Leitmotive von Untreue und Rache, so daß der Hörer gleichzeitig mehrere Informationen über einen Sachverhalt erhält und zu einer Interpretation herausgefordert wird.

Als besonderes Problem stellt sich auch die Beziehung zwischen der Biographie des Musikschaaffenden und seiner musikalischen Ausdrucksweise dar: Prägt die Biographie das musikalische Werk? Unterscheidet sich etwa die Tonsprache eines Komponisten, der in seinem Leben viel Leid erfahren hat, wesentlich von einem Zeitgenossen, der davon verschont wurde?

Dieses Problemfeld führt letztlich auch zur Frage nach der Deutung und Deutbarkeit von Musik: Ist Musik jeweils auf ein besonderes kulturelles Umfeld bezogen oder in gewisser Weise universal? Und schließlich: Was ist Musik eigentlich?

Die Begegnung mit anderen Kulturen und dem Schaffen von Musikern und Komponisten des 20. Jahrhunderts hat zu einer Ausweitung der Definition von Musik geführt: Unter Musik sollen nun Klänge oder Tonbildungen verstanden werden, die in einer gewissen Ordnung zueinander stehen. Damit bezieht sich Musik aber auf einen Bereich, der grundlegend für das menschliche Wesen ist: Denn der Mensch ist es, der seiner Umwelt Ordnung und Struktur gibt, ja geben muß, wenn er in ihr existiert, beziehungsweise, um in ihr existieren zu können.

Dieser Fragestellung nach der Strukturierung scheint für mich so essentiell, daß ich aus diesen Überlegungen folgendes Fazit ziehen möchte:

Meine wissenschaftliche Beschäftigung mit Musik ist nicht belanglos, denn die Musik als Ordnung der menschlichen Klangwelt gehört zu den grundlegenden Lebensäußerungen des Menschen, wenn man den Menschen nicht nur als Lebewesen betrachtet, das man auf biologische Funktionen beschränkt: Der Mensch lebt nicht nur vom Brot allein, denn solange er lebt, gibt er der Welt, in der er lebt, Struktur!

Gemeinsames Musizieren schließlich schafft einen Bereich von Toleranz und Gemeinschaft, von dem das Zusammenleben der Menschen in dieser Welt profitieren könnte.

(Stefan Lipka)

ZUM THEMA

Stephan Lipka wurde 1970 in Hallbergmoos geboren. Er besuchte den humanistischen Zweig des Dom-Gymnasiums. Über fünf Jahre war er Organist der Schulgottesdienste im Freisinger Dom. Nach dem Abitur im Sommer 1989 und der C-Musiker Prüfung ging er zum

Studium an die Universität nach Salzburg. Er begann mit Theologie und nahm allmählich Musikwissenschaft, Philosophie und zuletzt Kirchenmusik an der Hochschule "Mozarteum" dazu. Zur Zeit ist er als Organist in Hannover tätig. Zusammen mit seiner Schwester

Doris (Abiturjahrgang 1993) und Alfredo Ihl aus Hannover gründete er ein Ensemble für die Musik des Barocks, mit dem er auf Einladung unseres Vereins auch schon in Freising aufgetreten ist.

Unternehmer der 40er Gruppe



**WER MIT 40 EIN BISSCHEN VERNÜNFTIG IST,
DARF MIT 60 EIN BISSCHEN VERRÜCKT SEIN.**

Die „Verbessern Sie Ihre Rente“-Idee:

Private Altersvorsorge. Mit Prämiensparen und Lebensversicherung. Fragen Sie uns – wir beraten Sie gern.

Sparkasse Freising 



Alles unter einem Dach

- Bauunternehmen
- Hausverwaltung
- Bauträger
- Verkauf
- Bauplanung
- Vermietung

Wir haben für Sie laufend Wohnungen in besten Lagen und in hochwertiger Bauweise.

RUFEN SIE UNS EINFACH AN:

Telefon 0 87 61 / 76 36-0

Fax: 0 87 61 / 76 36-29

e-mail: scheidl.bau@t-online.de

Egerlandstr. 27 85368 Moosburg

Wir bauen für's Leben ...

SCHEIDL

Aus dem Vereinsleben

Mit dem letzten Dom-Spiegel erhielten die Mitglieder ein vom Verein herausgegebenes Heft über das **Schulspiel am Dom-Gymnasium "DE ACTIONE SCENICA"**. Es folgt dem Heft über Arbeiten aus dem Fotokurs von StD Helmut Achatz. Es war ein Glücksfall, daß die langjährige hervorragende Theaterarbeit von StD Dr. Manfred Musiol von einem ebenso hervorragenden Fotografen, nämlich StD Achatz, dokumentiert wurde. Die Tatsache, daß es nun seit einigen Jahren einen Verein der Freunde des Dom-Gymnasiums mit zwischenzeitlich 350 Mitgliedern gibt, der die finanziellen Mittel für den Druck dieses Heftes aufbringen konnte, war ein weiterer Glücksfall. Daß das Heft nun so schön wurde, ist freilich nicht nur ein Glücksfall, es ist auch dem Einsatz und der Energie von StD Dr. Musiol und StD Achatz zu verdanken. Besonders hervorzuheben ist die Bereitschaft ehemaliger Schüler, in diesem Heft über ihr Erlebnis "Schulspiel" zu berichten.

Dieses Heft und ein kleiner Beitrag zur Verabschiedungsfeier - auf Bitten des Vereins spielten und sangen die **Geschwister Lipka** alte englische Weisen - steht am Ende eines erfolgreichen Berufslebens von StD Dr. Musiol, der in den wohlverdienten Ruhestand getreten ist. Besonders erfreulich ist dabei, daß er der Schule nicht verloren geht. Er wirkt weiterhin am Schulspiel mit und - vor allem - er hat sich bereit

erklärt, die Nachfolge von StD Peter Waltner bei der Redaktion des Dom-Spiegels anzutreten. Schon diese Aufgabe wird von ihm redigiert.

Dies gibt Anlaß, noch einmal die Leistung von **StD Waltner als Redakteur dieses Dom-Spiegels** hervorzuheben. Seine Arbeitsleistung war und ist atemberaubend. Als Lehrer engagiert wie kaum ein anderer, absolvierte er in den vergangenen Jahren nebenbei das Studium der Schulpsychologie, wirkte bei der Herausgabe von Lehrbüchern mit, war Mitglied in verschiedenen Gremien, Prüfer an der Uni usw. Den Dom-Spiegel entwickelte er aus dem Nichts. Er scharte eine kleine Gruppe von Mitarbeitern um sich, entwickelte ein Konzept und stellte die Beiträge zusammen. Die Glosse und verschiedene Beiträge zum Literaturspiegel schrieb er selbst. Das Ergebnis kennen die Mitglieder; bei Gesprächen wurde mir immer wieder versichert, daß der Dom-Spiegel ein echtes Aushängeschild für den Verein ist. Herr Waltner hat nun einen Lehrauftrag bei der Ludwig-Maximilians-Universität München und ist weiterhin als Schulpsychologe am Dom-Gymnasium tätig. Für sein Engagement für den Dom-Spiegel sei ihm, aber auch seiner Familie, die deshalb oft auf ihn verzichten mußte, an dieser Stelle herzlichst gedankt. Sein Engagement für den Verein ist nach wie vor sehr groß.

Was hat sich sonst noch getan?

Obwohl der Werbeaufwand minimal war, war die **Führung von StD Georg Glück durch die Glyptothek am 14.11.1998** gut besucht. Es ist beeindruckend, wie es Glück immer wieder gelingt, die Welt der Griechen nicht nur verstandesmäßig, sondern auch vom menschlichen Empfinden her näher zu bringen. Daß der Funke übersprang, das spürte man schon bei der Führung, erst recht bei der anschließenden Tasse Kaffee in der Cafeteria; es war wie bei einer Familienfeier.

Mit faszinierenden Bildern entführte uns am **4.12.1998 StD Lothar Schönhärl in den Iran**. Schönhärl ist ja nicht nur ein reiselustiger Abenteurer, er ist ein mit allen Raffinessen arbeitender Fotograf und vor allem ein hervorragender Kenner orientalischer Kultur. Es ist für den Verein eine großer Gewinn, daß er sich immer wieder zu Vorträgen zur Verfügung stellt.

Ein Höhepunkt war das **Konzert vom 1.3.99**. Junge Künstler, nämlich **Anke Moser** (Abiturjahrgang 1991 - Oboe, Englisch Horn), **Petra Richter** (Abiturjahrgang 1991 - Sopran) **Christoph Müller** (Abiturjahrgang 1989 -Violine), **Stefan Schwab** (Abiturjahrgang 1985 - Klarinette), **Andreas Wehrenfennig** (Abiturjahrgang 1991 - Harfe) und **Odilo Zapf** (Abiturjahrgang 1991 - Posaune) gaben ein ebenso vielfältiges wie gekonntes Konzert, das bisher wohl den besten Besuch aller Vereinsveranstaltungen hatte. Alle Mitwirkenden studieren Musik oder haben Musik studiert, ein Teil von ihnen hat schon eine Stelle in einem Orchester gefunden. Nicht unerwähnt bleiben sollte in diesem Zusammenhang die Mitwirkung von **StR Michael Schwarz**, der wie selbstverständlich die Klavierbegleitung von Anke Moser übernahm.

Insgesamt kann die Zeit seit dem letzten Erscheinen des Dom-Spiegels m.E. als recht erfolgreich gesehen werden. Damit es so weitergeht, ist es wichtig, daß sich weiterhin Mitglieder zur Mitarbeit bereit finden und vor allem neue Mitglieder gewonnen werden. Deshalb mein Aufruf: Treten Sie - soweit Sie es noch nicht getan haben - dem Verein bei. Ein Beitrittsformular finden Sie auf einer der letzten Seiten.

(Martin Gleixner)

Spezialarbeiten

(Auskleidungen, Verrohrungen, Geländeanlagen, Brücken, Treppen aus Edelstahl, Haltestangen und Sicherheitseinrichtungen)

aus **Chromnickelstahl**
für Schwimmbäder, Fitness-Center

und sonst. Einrichtungen plant, liefert und montiert in hervorragender Ausführung

NERB

Nerb GmbH & Co. KG
Dorfstraße 39, D-85356 Freising-Attaching,
Telefon 0 81 61/8 10 41 - 42
Telefax 0 81 61/8 56 15, Telex 526 557

Aquis submersus: P. Joseph Peruschitz, OSB



eher komisch: "In seinem Verhalten zog er sich durch gröbliche Verletzung der den Lehrern schuldigen Ehrerbietung eine schwere Rüge zu". Auch in der besonderen Schulzensur ist der Vorfall angesprochen. Hier heißt es: „Einen Akt fleghafter Ungebühr scheint er nach entsprechendem Vorhalte eingesehen und bereit zu haben“. Vermutlich handelte es sich um einen einmaligen Ausrutscher, der heute kaum noch ernsthaft getadelt würde. Die schulischen Leistungen Benedikts würde man heute als gut durchschnittlich bezeichnen.



Die Oberstufe des Freisinger Gymnasiums war damals zweizügig. In der IV. Klasse A - heute wäre das die halbe K 13 - saßen damals 27 Schüler. Sie waren alle männlich und nur fünf waren sogenannte Stadtschüler, während die anderen 22 im Seminar wohnten. Einer der Mitschüler von Peruschitz war der inzwischen seliggesprochene Kaspar Stanggassinger. Der später so berühmte Essayist Josef Hofmiller, der ebenfalls zu den Klassenkameraden zählte, war am Ende der III. Klasse ausgeschieden. Er hatte wegen „Glaubenszweifeln“ das Knabenseminar verlassen und nach einer Zechtour von der Schule das „consilium abeundi“ erhalten, also den Rat, die Schule zu verlassen. Er war daraufhin an das Wilhelmsgymnasium in München übergetreten.

Im Reifezeugnis von Benedikt Peruschitz wurde das Betragen sehr lobenswert genannt. Mit dem Fleiß „konnte man im ganzen zufrieden sein“. In der schulin-

ternen Zensur des Abschlußjahres werden die guten Anlagen, die Belesenheit und „gutes Verständnis, Geschmack und Fertigkeit“ bei schriftlichen Darstellungen hervorgehoben.

Von 1890 bis 1894 studierte Peruschitz am Königl. Bayer. Lyceum Freising, der späteren Philosophisch-theologischen Hochschule. Im Anschluß an das Studium trat er bei den Benediktinern in Scheyern ein. Er erhielt den Ordensnamen Joseph. Nach Priesterweihe und Primiz im Frühjahr 1895 wurde Pater Joseph in Scheyern als Präfekt im dortigen Knabenseminar und als Lehrer für Mathematik, Musik und Turnen in der Schule eingesetzt. Bei seinen Schülern war er bald sehr beliebt.

Nach siebzehnjähriger Lehr- und Erzieherstätigkeit in Scheyern sollte der inzwischen 41 Jahre alte Pater im US-Staat Minnesota beim Aufbau eines Benediktiner-Gymnasiums mitwirken. Um an seinen Einsatzort zu gelangen, buchte er für 155 Goldmark eine Fahrt zweiter Klasse auf der Titanic, die ihre Jungfernfahrt von England nach New York in einem Rekordtempo absolvieren wollte.

Wie es dann zur Katastrophe kam, ist hinreichend bekannt. Überlebende berichteten, daß Pater Peruschitz und ein englischer Pater auf dem sinkenden Schiff mithalfen, Frauen und Kinder in die viel zu wenigen Rettungsboote zu bringen. Die vielen auf dem schwankenden Deck Zurückgebliebenen betreuten sie seelsorgerisch. Eine Zeugin sagte aus, man habe im Rettungsboot von der Titanic her keine Schreckensrufe, sondern Stimmen des Gebetes gehört, bis der Ozeanriese von den Fluten verschlungen wurde.

Pater Joseph Peruschitz hatte seinen Angehörigen nichts von seiner bevorstehenden Reise erzählt. Er wollte sie mit Post aus Amerika überraschen. Statt dessen traf in Dorfen die Todesnachricht ein. Am 15. Mai 1912 meldete der Erdinger Anzeiger: „Von tiefer Trauer wurde durch den gräßlichen Untergang der Titanic die Familie Peruschitz betroffen“.

In der Abtei Scheyern erinnert unter den bescheidenen Grabtafeln für die Mönche auch eine an Pater Joseph Peruschitz, der im 42. Lebensjahr und im 17. Jahr nach seiner Priesterweihe und Profeß am 15. April 1912 „auf diesem berühmten Schiff Titanic fromm sein Leben opferte“.

(Hans Niedermayer)

Die neueste Titanic-Verfilmung zog viele Millionen von Besuchern an und lenkte das Augenmerk wieder auf jenes Schiffsunglück, bei dem in der Nacht vom 14. auf den 15. April 1912 von den 2 200 Menschen, die an Bord waren, nur 703 gerettet werden konnten. In Hamburg fand 1998 eine Ausstellung mit Objekten und Bildern des 1985 in 3 800 Meter Tiefe ausgemachten Wracks großes Interesse. Und kürzlich sollen 100 000 Neugierige in Minnesota den Signaltönen des geborgenen und instandgesetzten Schiffshorns der Titanic gelauscht haben.

So scheint es angebracht, im Dom-Spiegel an den Benediktinerpater Joseph Peruschitz zu erinnern, der bei dieser Schiffskatastrophe umkam.

Peruschitz war von 1886 bis 1890 Schüler des kgl. Gymnasiums Freising. 1871 in Straßlach bei Wolfratshausen geboren wuchs er ab 1872 in Dorfen, Landkreis Erding, auf, wo der Vater mit Baumaterial handelte. In den Zeugnissen - früher wurde bekanntlich auch der Beruf des Vaters eingetragen - steht jeweils „Materialienhändler“ oder „Holzhändler“. Benedikt, wie der Sohn vor dem Eintritt in den Orden hieß, wurde nach den Volksschuljahren in Dorfen auf die Lateinschule der Benediktiner in Scheyern geschickt. Nach erfolgreichem Abschluß dieser fünfjährigen Schule trat er im Herbst 1886 in das Freisinger Gymnasium über. Gewohnt hat er im Erzbischöflichen Knabenseminar. Damit war als Ziel der Priesterberuf vorgegeben.

Die „Professoren“ des Freisinger Gymnasiums bestätigten in den Zeugnissen und in der sogenannten Zensur dem Schüler gute Anlagen, konstatierten aber auch einen gewissen Hang zur Bequemlichkeit. Das Betragen wurde in der Regel gelobt, im Jahreszeugnis von 1889 aber beanstandet. Die entsprechende Bemerkung liest sich heute

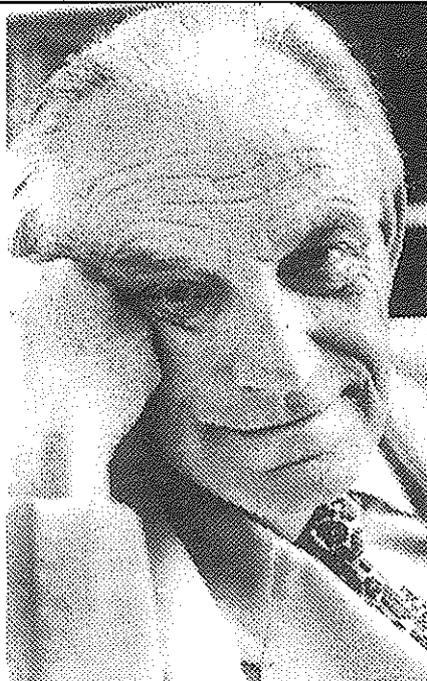
Alois Dempf - Ein früher Warner vor dem Nationalsozialismus

Als Philosoph war Professor Dempf eine bekannte Kapazität. Wer das Glück hatte, ihn als Universitätslehrer zu erleben, behielt zumindest die stattliche Erscheinung und die faszinierende Vortragsweise des international angesehenen Gelehrten als bleibende Erinnerung, wenn ihm auch die schwierigen Gedankengänge nicht immer nachvollziehbar waren oder entfielen. Viel zu wenig ist leider bis heute Dempfs Verhältnis zum Nationalsozialismus beachtet worden. Es ist daher sicher angebracht, wenigstens im bescheidenen Rahmen unseres Dom-Spiegels auf die diesbezüglichen Verdienste Dempfs, der ja bekanntlich Absolvent des Dom-Gymnasiums war, kurz einzugehen.

Der aus Altomünster stammende Gastwirtssohn Alois Dempf war nie ein weltabgeschieden lebender einsamer Denker, sondern stand sozusagen mit beiden Beinen mitten im Leben. Schon sein Weg zum Philosophieprofessor ist aufschlußreich: Zunächst studierte er in Innsbruck Philosophie als Vorstufe für die Theologie. Nach dem Philosophicum wollte er aber nicht mehr Priester werden und begann in München mit der Medizin. Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges kam er nach sieben medizinischen Semestern als Feldunterarzt an die Ostfront. Nach Kriegsende heiratete er und bewirtschaftete mit seiner jungen Frau den elterlichen Hof in Altomünster. Weder als Arzt noch als praktizierender Landwirt gab er die Beschäftigung mit der Philosophie auf. Er kehrte schließlich an die Münchner Universität zurück und promovierte schon 1922 in Philosophie. Vier Jahre später habilitierte er sich in Bonn, wo er dann als Privatdozent wirkte. Neben einer Reihe anderer Veröffentlichungen kam 1929 als Dempfs bekanntestes Werk „Sacrum Imperium“ heraus.

Alois Dempf pflegte den Gedankenaustausch und auch die Freundschaft mit vielen bekannten Persönlichkeiten. Als Beispiele seien die Namen Heinrich Brüning, Konrad Adenauer, Romano Guardini, Edith Stein, Carl Muth und der Hochlandkreis, Theodor Haecker, Carl Sonnenschein, Josef Bernhart und Friedrich Heer genannt.

Immer wichtiger wurde für Dempf die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Ideologie. 1933 fuhr er auf Bitten seines Freundes Brüning nach Rom und warnte über den Jesuitenpater Robert Leiber den damaligen Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli



vor dem Abschluß eines Konkordats. Leider blieb diese Mission erfolglos.

1934 arbeitete Dempf an einer Veröffentlichung mit, die unter dem Titel „Studien zum Mythos des 20. Jahrhunderts“ erschien und in einer Auflage von 200 000 Exemplaren mit Rosenbergs bekanntem Werk abrechnete.

Ebenfalls 1934 gelang Dempf eine Veröffentlichung mit dem Titel „Die Glaubensnot der deutschen Katholiken“. Diese kleine Broschüre kam unter abenteuerlichen Umständen und unter einem Pseudonym heraus. Der protestantische Dogmatiker Karl Barth, der in Bonn seinen Lehrstuhl verlor und eine Lehrtätigkeit in Basel antrat, schmuggelte das Manuskript im Möbelwagen versteckt über die Schweizer Grenze. In Zürich besorgte ein Studienfreund Dempfs die Herausgabe unter dem fingierten Verfassernamen Michael Schäffler.

Unerschrocken und unmißverständlich beschreibt Dempf die schwierige Lage der Katholiken, vor allem der einfachen Priester und der Laien. Er stellt die Unvereinbarkeit von Christentum und Nationalsozialismus heraus, den kompromißlosen Totalitarismus der Nationalsozialisten und die Abgefemtheit, mit der die Nazis das Konkordat zur Beruhigung der deutschen Katholiken und zur Aufwertung der Hitlerregierung im Ausland mißbrauchten, ohne auch nur daran zu denken, sich selbst an die Vereinbarungen zu halten.

Bei allem Verständnis für die schwierige Situation des Episkopats weist er die deutschen Bischöfe auf ihre Ver-

antwortung hin. Wenigstens eine Stelle sei hier leicht verkürzt zitiert: „Das katholische Volk wartet auf die Führung durch die Bischöfe. Es steht, ... wie in allen Kirchenkämpfen zu seinen Hirten, aber es versteht bald nicht mehr, warum durch die Bischöfe ein Konkordat, das in jeder Weise ausgehöhlt wird, nicht lieber gekündigt wird, damit der schleichende Kulturkampf zu einem offenen gemacht wird“. Der Verfasser prangert die Schwächung des politischen Katholizismus durch Fehlverhalten in den eigenen Reihen an und verurteilt die Politik von Leuten wie Franz v. Papen oder Prälat Kaas scharf.

Obwohl Alois Dempf als Verfasser dieser fundierten Warnung vor der NS-Ideologie erst nach dem Ende des Dritten Reiches ausgemacht wurde, stand für die braunen Machthaber Dempfs Einstellung außer Frage. Es verwundert nicht, daß sie dreimal seine Berufung auf einen Lehrstuhl zu hintertreiben wußten, zweimal in Bonn und einmal in Breslau.

Als ihn 1937 ein Ruf der Universität Wien erreichte, kam das Alois Dempf sehr gelegen. Freilich war die Freude über eine gesicherte Existenz nicht von Dauer. Wenige Wochen nach Hitlers Einmarsch in Österreich wurde Dempf zwangsemeritiert. Er schlug sich mit seiner Familie in Wien und dann in Altomünster durch, bis er nach Kriegsende von den Österreichern „repatriert“ und rehabilitiert wurde und seine Lehrtätigkeit in Wien wieder aufnehmen konnte. 1949 folgte der Gelehrte einem ehrenvollen Ruf an seine Heimatuniversität München, wo er auch nach seiner Emeritierung im Jahre 1959 noch viele Jahre Vorlesungen hielt. Alois Dempf starb im Alter von 91 Jahren 1982 in Eggstätt. Im Jahre 1991 wurde von der Universität München zum 100. Geburtstag des großen Gelehrten ein Symposium gehalten und Dempf als Philosoph, Kulturtheoretiker und Prophet gegen den Nationalsozialismus eingehend gewürdigt.

Die bei diesem Symposium gehaltenen Vorträge wurden zusammen mit einigen kürzeren Texten aus der Feder des Geehrten 1992 von Vincent Berning und Hans Maier in Buchform herausgegeben. Der Band ist im Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn unter dem Titel „Alois Dempf“ erschienen. Er enthält auch die sonst schwer nur greifbare Schrift „Die Glaubensnot der deutschen Katholiken“.

(Hans Niedermayer)

Von Händel bis Fabian

Konzert mit ehemaligen Schülerinnen und Schülern im Dom-Gymnasium

„Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit“, sagte Karl Valentin einmal und wer könnte die Wahrheit in diesem Satz mehr mitempfinden als diejenigen, die die Kunst zu ihrem Beruf gemacht habe. Um so mehr freuten sich die Organisatoren vom Verein der Freunde des Dom-Gymnasiums, daß es ihnen gelungen war, sechs Profimusiker den Zwängen von Probenplänen, Konzerten, Unterrichtsstunden und sonstigen Verpflichtungen zu entreißen und sie für ein Konzert im Großen Musiksaal des Dom-Gymnasiums zu gewinnen. Die Entscheidung, teils sehr weite Anreisen in Kauf zu nehmen und einen abwechslungsreichen Abend auf dem Domberg zu gestalten dürfte den Musikerinnen und Musikern nicht allzu schwer gefallen sein, kehrte sie doch für einen Abend dahin zurück, von wo vielleicht einiges ausgegangen ist, wo sie aber vor allem bereits auf einige erfolgreiche Auftritte zurückblicken können. Es handelte sich nämlich um Anke Moser, Christoph Müller, Petra Richter, Stefan Schwab, Andreas Wehrenfennig und Odilo Zapf, Absolventen des Dom-Gymnasiums also. Sie alle haben sich für den Weg einer Profimusikerkarriere entschieden und sind auf ihm auch schon – je nach Jahrgang – weit fortgeschritten.

Am weitesten Fortgeschritten ist bislang Stefan Schwab, der 1985 seine Reifeprüfung ablegte. Nach einem Musikstudium in München und dem Konzertexamen (1995) an der Musikhochschule Saarbrücken ist er seit 1993 stellvertretender Soloklarinettist am Stadttheater Augsburg und Lehrbeauftragter an der Universität Augsburg. Christoph Müller, Abiturjahrgang 1989, studierte Musik in München und London und ist als Violinist seit 1996 Mitglied des Orchesters des Nationaltheaters Mannheim.

Am zahlreichsten war der Abiturjahrgang 1991 vertreten: Anke Moser kam mit Oboe und Englisch Horn. Sie stu-

dierte von 1992 bis 1997 an der Hochschule für Musik in Hannover und wirkt seit 1994/95 im Staatsorchester Braunschweig, im Niedersächsisches Staatsorchester Hannover, in der Hamburgischen Staatsoper, im Symphonieorchester des NDR, bei den Bamberger Symphonikern und dem Münchner Bach-Orchester mit.

Petra Richter studierte bis 1998 Musikpädagogik an der Universität München und nahm 1996 das Gesangsstudium (Sopran) an der Musikhochschule München auf.

Andreas Wehrenfennig absolvierte 1991 bis 1994 ein Privatstudium bei G. Lorenzini in Lyon und von 1994 bis 1998 ein Studium an der Musikhochschule in München. Mit seiner Harfe erhielt er bereits früh mehrere Auszeichnungen bei „Jugend musiziert“ sowie den Förderpreis des Landkreises Freising 1989. Seit 1997 ist er Soloharfenist beim Philharmonischen Orchester in Bad Reichenhall.

Der Jüngste im Bunde war Odilo Zapf, der 1994 sein Abiturzeugnis erhielt. Er studiert seitdem Musik in Würzburg. Als Posaunist war er von 1991 bis 1996 Mitglied des Bayerischen Landesjugendorchesters sowie Mitglied des Ensembles „Bavarian Chamber Brass“. Er fungiert als feste Aushilfe in der Rheinischen Philharmonie Koblenz und ist Praktikant in der Württembergischen Philharmonie Reutlingen.

So bunt wie die Zusammenstellung der Instrumente war dann freilich auch das Programm am 1. März, als sich die Musikerinnen und Musiker sicher auch in Erinnerung an frühere gemeinsame Auftritte in der Aula oder dem Musiksaal ihrer alten Schule wieder einmal zusammenfanden. Und das Publikum gutierte dies durchaus. Eingeleitet wurde der Abend mit einem Duett für Englisch Horn und Harfe (Anke Moser und Andreas Wehrenfennig), einem mit „Ommaggio a Bellini“ überschriebenen Stück von Antonio Pasculi. Anschlie-

ßend fühlte man sich mindestens im Gärtnerplatztheater, als Petra Richter eine Arie der Despina aus Mozarts „Cosi fan tutte“ zum besten gab. Eine Bearbeitung für Harfe solo eines Händel-Konzerts in B-Dur durch Marcel Grandjany setzte die munteren Sprünge durch die Musikgeschichte fort. Ganz modern, sogar zeitgenössisch wurde es, als Odilo Zapf den preisgekrönten „Space Walk“ seines Studienkollegen Allan Fabian auf der Posaune (mit und ohne plunger) ertönen ließ. Das vorweggeschickte Gedicht des Komponisten erleichterte den Zugang, zu einem originellen, herausfordernden Stück. Fast schon klassisch mutet einem im Gegensatz dazu nach der Pause die berühmte Klarinettensonate von Francis Poulenc an, die Stefan Schwab bewegend interpretierte. Daß auch Johann Sebastian und George gut miteinander können bewiesen Christoph Müller, der erst die ca. 80 Konzertgäste mit der Partita Nr. 3 in Dur für Violine von Bach beeindruckte, und Petra Richter, die anschließend mit zwei Klassikern von Gershwin (nicht nur) die Männer umgarnte. Den Abend beschloß Anke Moser, diesmal mit der Oboe und einem Pasculi-Concerto über Motive aus der Oper La Favorita von Donizetti.

Ob die sechs Musiker und ihre drei routinierten Pianisten Lori Piitz, Ulrich Metzger und Studienrat Michael Schwarz nun mit diesem ausgesprochen kurzweiligen Programm auf Tournee gehen oder ob sie eine CD produzieren werden, mag in den Sternen stehen. Der große Applaus und die begeisterten Gesichter des Publikums aber ermunterten sie und die Organisatoren vom Verein, einen vergleichbaren Abend nicht in allzu weite Ferne rücken zu lassen.

(Florian Herrmann)

Das Dom-Gymnasium im vergangenen Jahr

Das Jahr '98 brachte der Schul- und Bildungspolitik eine ungewohnte Aufmerksamkeit: Im Agenda-Setting des Landtagwahlkampfes war sie in die vorderste Reihe gehoben worden. Das alte bildungspolitische Dreieck von pädagogischer Realutopie eines humanistisch-christlichem Menschenbildes, von gesellschaftlichem Langzeitauftrag des als notwendig und nützlich Erachteten und von aktuellem Krisenmanagement war plötzlich grell erleuchtet. Nach den Jahren des Abwartens, viele empfanden es als Stagnation, kam nun auch öffentlich wahrgenommene Bewegung in die Bildungslandschaft.

Eine Institution wie das Dom-Gymnasium, ein Berg im Meer der Zeit, sieht sich jetzt von neuen Strömungen und Ufern umgeben:

1. Mit der sechsstufigen Realschule, kombiniert mit der Fachoberschule und der Einführung einer zweiten Fremdsprache auf diesem achtjährigen Sekundarschulzug entsteht ein zweiter, um ein Jahr kürzerer Weg zum (Fach-) Abitur. Das neunjährige Gymnasium wird deshalb verstärkt ein eigenes Profil herausstellen müssen.
2. Das Einzugsgebiet der Schulstadt Freising ist durch die Gründung von

Gymnasien in Moosburg, Neufahrn und zuletzt Wolnzach, mit z.T. recht attraktiven Neubauten, sehr eingeschränkt worden. Und innerhalb der Freisinger Bannmeile gibt es mittlerweile sechs Schulen, die zum Abitur oder Fachabitur führen.

3. Der landesweite Trend weg von den alten und hin zu den neuen Fremdsprachen wird auch Freising nicht aussparen. Die Frage nach Nützlichkeiten von Schulfächern wird in der ökonomisierten Welt unmittelbarer anwendungsbezogen gesehen, zumindest respektloser gestellt werden.

Diesen neuen Rahmenbedingungen kann das Dom-Gymnasium nicht nur abwartend gegenüberstehen, auch wenn der Bestand der Schule noch nicht bedroht erscheint. Mit ca. 640 Schülern sind wir zwar das kleinste der Freisinger Gymnasien, aber die Zahl hat sich stabilisiert, die Eintritte in die fünften Klassen sind leicht steigend. Wir konnten freilich nicht mit den Zuwächsen der anderen beiden Gymnasien mithalten.

Von Latein als alleiniger erster Fremdsprachen wollen wir aus guten Gründen nicht abweichen. Sie gehört auch wesentlich zu unserem Profil. Was aber dann?

1. Die Sicherheit in Englisch soll gesteigert werden durch die Einführung eines sog. bilingualen Zweiges: In den Klassen 9-11 wird ein Sachfach, im Blickfeld sind derzeit Erdkunde, Geschichte oder Kunst, auf Englisch unterrichtet. Der Zweig von der siebten bis zur elften Klasse mit zwei zusätzlichen Englischstunden ausgestattet.

2. Nachdem die Beteiligung am Schulversuch „Europäisches Gymnasium“ sich als nicht realisierbar erwies, übernahmen wir das vom Landtag am der Gymnasialabteilung des Ministeriums vorbei vorgelegte Modell zur Reform der Stundentafel des Gymnasiums. Es sieht mehr Naturwissenschaften in der Mittelstufe und die Möglichkeit einer vierten Wahlpflichtfremdsprache in der Oberstufe vor. Außerdem vermeidet es Fächer mit nur einer Wochenstunde durch Umlagerungen.

Der Beschluss zum Einstieg in diese Reformen war im Kollegium nicht unumstritten. Die Titelzeichnung auf dem letzten Dom-Spiegel in Anlehnung an die berühmte Bismarck-Karikatur „Der Lotse verlässt das Schiff“ spiegelte das schon im Vorgriff, was ein Teil des Kollegiums denken mochte.

Die Schüler (und manche Eltern) aber viel mehr bewegt hat die beabsichtigte und bis zum Ende dieses Schuljahres umzusetzende Verlängerung der sechsten Unterrichtsstunde auf die vollen 45 Minuten, so dass der erlösende Gong jetzt erst um 13.00 Uhr und nicht schon um 12.47 Uhr ertönt.

Die Öffnung unseres so schönen Hauses nach außen wird unsere Schule ebenfalls im Gespräch halten: Es finden viel mehr Veranstaltungen Dritter in unserer Aula statt, z.B. die Kulturpreisverleihung des Landkreises, Konzerte des Domberg-Orchesters usw. Und wir sind gerade dabei, die Säulenhalle des alten Philippschlosses in einen Ausstellungsraum für Bildende Kunst auszubauen. Gedacht ist an etwa zwei öffentliche Ausstellungen pro Jahr in unserem architektonischen Kleinod.

So stehen wir der Zukunft gegenüber und hoffen, eine wohlbeleumundete Institution, ein Mons doctus im Meer der Zeit bleiben zu können.

(Alfons Strähhuber)

B

BÜCHER

TELEFON 08161 / 5527

KYRIOS

UNTERE HAUPTSTR. 33

FREISING

Carl Amery

Hitler als Vorläufer

Luchterhand, München 1998
29,80 DM

Der „Waschzettel“ verspricht dem Leser, Carl Amery zeige ihm in seinem Essay, dass Hitler und das Dritte Reich als Vorboten einer Zeit und ihrer Probleme verstanden werden müssen, die erst kommen wird – unsere Zukunft. Für Amery sind dabei nicht jene Glatzköpfe mit den Springerstiefeln das Metekel, das auf einen Hitler redivivus vorausweist: „Ist aus diesen Faulgasbiotopen wirklich ein neuer Hitler oder Hitlerismus zu erwarten, der weltgeschichtlich bedeutsam werden kann? Ich glaube nein.“ (S. 159) Das, was Amery „Hitler-Metaphysik“ nennt, nicht eine Person ist in seinen Augen der Wiedergänger, der „unterm Schutt nur scheinbar ist und durchaus wieder regsam werden kann.“ (S. 13) „-und daß es äußerst naiv wäre, anzunehmen, ein solches Programm (sc. das Herrenvolk-Programm), von seinem krassen Dilettantismus gereinigt und mit etwas wissenschaftlichem Glanz und Wortschatz versehen, ließe sich in den nächsten Jahrzehnten und Generationen nicht wieder aktualisieren.“ (S. 15) Amery erörtert in seinem Buch nicht, wie er sagt, „eine Reihe von wirklichen oder scheinbaren Streitfragen, welche die zeitgeschichtliche Debatte aufs lebhafteste umtreiben.“ (S. 17) Was ihn interessiert, sind entsprechend seiner Ausgangsthese „Hitlers ursprüngliche Programmvorstellungen, wie sie in Mein Kampf niedergelegt sind, und ihre vollständige oder teilweise Verwirklichung im „Generalplan Ost“. (S. 17) So wird von ihm, ausgehend vom Originaltext Mein Kampf, Mentalitätsgeschichte geboten, deren erster Kristallisationspunkt in Kapitel 5 „Der Fixpunkt oder Die grausame Königin aller Weisheit“ explizit gemacht wird. Die „grausame Königin aller Weisheit“ – ein Zitat aus Hitlers Mein Kampf - d.h. nichts anderes als die Natur, deren Weisheit in der Allgültigkeit des aristokratischen Prinzips, des Prinzips der darwinistischen Auswahl begriffen ist, wird zum Leitbegriff für alle weiteren Ausführungen des Autors. Versteht sich Hitler als „Marschall und Exekutor“ dieser grausamen Königin, so ist, das will Amery in seinem Essay aufweisen, der Antipode der Jude; gemeint ist aber damit „die jüdisch-humanistische Botschaft schlechthin – die Botschaft von der Friedfertigkeit, von der Erhaltung des schwachen und gekränkten Lebens, von der Notwendigkeit der Diskussion und des Kom-

promisses“ (S. 187), schlichtweg „die Gesamtheit der humanen Menschheitstradition“. (S. 76) Bis hierher mag man wohl Amery folgen, auch seinem Schluss, dass „Auschwitz, so gesehen, die konsequenteste und logischste Handlung Hitlers überhaupt“ (S. 123) ist.

Was aber nun die Kapitel 8 bis 11 an Aussagen bringen, so kann das wohl nicht jeden überzeugen.

Schon im ersten Teil des Buches wird die Evaluation der Feststellungen dem Leser vielfach gleich mitgeliefert, so dass ihm erspart bleibt, selbst zu urteilen. (Das Dritte Reich ist ein „Dracula-Palast“ (S. 12), „Keiner war so entschieden verkrüppelt wie Hitler“ (S. 53) usw.) Der verurteilende polemische Ton bleibt, mag nun auch das Referenzobjekt wechseln, gleich, wo es nun gilt, die Welt des Kapitalismus, des militärisch-industriellen Komplexes, der Ausbeuter und Neokolonialisten im Schlepptau der Hegemonialmacht USA bis in die Gegenwart hinein zu charakterisieren. Die sogenannten Eliten sind berauscht: „Man lausche nur den Posaunenstößen, welche die Neokannibalen der Deregulierung von den semantischen Höhen täglich in die Welt tuten. Sie schlagen schlichtweg vor, daß denen, welche die Welt auffressen, noch mehr Geld und Korsarenfreiheit gegeben werde, damit sie noch schneller fressen können“ (S. 168). Von wem da die Rede ist? Wie gesagt, von der Bundesrepublik natürlich und den anderen neoliberalen Industrienationen. In der „helmutianischen Ära“ (der von Helmut Schmidt) wurde die Industriepolitik hierzulande forciert, und so blieb auch ihr Stellenwert unhinterfragt bis heute. Nach dem Zusammenbruch der SU wurden „die Überlebenden des Desasters naß und zitternd an Deck der Capitalist Enterprise gehievt.“ (S. 142). „Dazu kam die sogenannte Vereinigung Deutschlands, die, von der jüngsten westdeutschen Geschichte her gesehen, nichts anderes war (vielleicht nichts anderes sein konnte) als ein Anschluß der DDR an die mächtige kapitalistische Westrepublik. Er erwischte alle, aber insbesondere die Deutschen der DDR, in dem historischen Augenblick, wo der Neokapitalismus in seine jüngste, wahrhaft unmenschliche Phase übergang.“ (S. 158). Usw., usw.

Und was hat das alles mit Hitlers Kult der „grausamen Königin der Weisheit“ zu tun?

Ganz einfach: Die kapitalistische Ausbeutungsphilosophie und -praxis treibt die Welt unaufhaltsam dem Punkt zu, an dem nicht mehr für alle im ausgeplünderten „biosphärischen Haus“ Platz ist.

„Und dann muß selektiert werden. Und es wird selektiert. Hier und heute.“ (S. 178). Wie damals an der Rampe. Der Zirkel ist für Amery geschlossen:

„Freilich ist mittlerweile die Produktivität pro Arbeitsstunde so hoch (und die Innovation macht sie noch höher), daß ein einziger Arbeitsplatz Millionen kostet...Der „Wohlstandsmüll“, nach der Definition einer Schweizer Führungskraft jene achtzig Prozent, die keine Chance auf einen solchen Millionenjob haben, wählt dann rechtsradikal und tritt Exoten tot. Dagegen hat man letzten Endes so wenig ein Rezept wie gegen die globale Erwärmung, aber man kann sich ja mit dem Musikprogramm der Titanic beschäftigen, wenn man den Kurs schon nicht ändern kann oder will.“ (S. 168) Die Umschlagrückseite des Buches präsentiert die Feststellung: „Erst wenn die verborgene erschreckende Aktualität seines (sc. Hitlers) Heilsversprechens erkannt wird, können wir uns den gegenwärtigen politischen Aufgaben stellen.“ Ob das Buch dem diesen Worten impliziten hehren Anspruch gerecht zu werden vermag, darf bezweifelt werden.

(PW)

Marcus Junkelmann

Gustav Adolf

Schwedens Aufstieg zur Großmacht

Verlag Friedrich Pustet
Regensburg, 1993

Das vergangene Jahr hat uns mit Ausstellungen und Festakten anlässlich der 350jährigen Wiederkehr der Friedensschlüsse von Münster und Osnabrück den Dreißigjährigen Krieg wieder in Erinnerung gebracht. Schon 1993 hat Marcus Junkelmann, wohl auch mit Hinblick auf den bevorstehenden 400. Geburtstag Gustav Adolfs (1594 - 1632), sich in seinem Buch über den Aufstieg Schwedens zur Weltmacht mit zwei entscheidenden Jahren des kriegerischen Ringens europäischer Mächte auf dem Gebiet des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation weitgehend vom Standpunkt des Militärhistorikers befaßt. So sind es zwei Schlachten in Sachsen, die bei Breitenfeld am 17. September 1631 und die bei Lützen am 16. November 1632, auf die seine Darstellung zuläuft. Am 26. Juni 1630 war Gustav Adolf bei Peenemünde mit einem relativ bescheidenen schwedischen Heer an der Ostseeküste gelandet und weitete damit den deutschen Krieg zwischen den Konfessionen, der zugleich ein Kampf zwischen dem habsburgischen Kaiser

und den deutschen Fürstenhäusern um die Vormachtstellung im Reich war, zu einem um Hegemonie in Europa aus. Die Geschichtsschreibung beschäftigt noch heute die Frage, was den Herrscher eines zahlenmäßig kleinen Volkes am Rande dieses Kontinents dazu motivierte und worauf dieser Schritt abzielte. Die Kontrolle des westlichen Handels mit Rußland über die Besitznahme aller wichtigen Ostseehäfen und damit die Erzielung reicher Zolleinkünfte war schon im 16. Jh. ein Motiv schwedischer Außenpolitik; ferner galt es, sich des Machtstrebens Dänemarks, das den Zugang zur Nordsee kontrollierte, und der Erbansprüche des katholischen Wasa auf dem polnischen Königsthron zu erwehren. Der Siegeszug der Katholischen Liga und des kaiserlichen Feldherrn Wallenstein in Norddeutschland bedrohte nicht nur die Libertät der protestantischen Reichsfürsten und die Sache der Reformation, sondern auch die Handelsinteressen und Zolleinnahmen Schwedens. Gustav Adolf war in der Lage, in die deutschen Händel einzugreifen, weil er nach seiner Thronbesteigung als siebzehnjähriger mit Hilfe seines Kanzlers Oxenstierna und nach dem schmerzhaften Frieden von Kalmar begann, das schwedische Staatswesen zu modernisieren, einen Modus vivendi mit der Aristokratie zu finden und das Heerwesen zu erneuern.



Verlag Friedrich Pustet

Fast 100 von 470 Textseiten widmet der Autor dem Militärstaat sowie der Waffentechnik und militärischen Taktik. Was sich zunächst nur wie ein interessanter und äußerst kenntnisreicher Exkurs liest, erweist sich als fundamental für das Verständnis der erfolgreichen schwedischen Feldzüge in den Kriegen im Baltikum und gegen Polen. Gustav Adolf betritt Reichsboden als erprobter

Feldherr mit einem kampferfahrenen Heer. Aus der detaillierten Schilderung der Feldzüge in Norddeutschland und nach dem Sieg bei Breitenfeld auch in Süddeutschland und in den Rheinlanden ergibt sich ein recht plastisches Bild der Militärstrategien der ersten Hälfte des 17. Jhs, die darauf abzielten, den Gegner zu für ihn ungünstigen Bedingungen in offener Feldschlacht zu stellen, durch Ablenkungsmanöver oder Zuvorkommen an strategisch wichtigen Orten in seinen Plänen zu irritieren und am Angriff zu hindern. Das logistische Problem des Unterhalts der Heere lösen alle Parteien nach dem Prinzip, daß der Krieg den Krieg ernährt, was über das unmittelbare Kampfgeschehen hinaus die Gesamtbevölkerung einbezieht, die unter Einquartierung und Plünderung leidet und durch die zu leistenden Kontributionen darbt. Gustav Adolfs gleichgewichtige militärischen Gegner sind zwei der ganz großen Feldherrn des 17. Jhs, die kaiserlichen Generäle Tilly und Wallenstein. Des ersteren Heer schlägt er vernichtend bei Breitenfeld, und als er endlich bei Lützen auf Wallenstein in offener Feldschlacht trifft, bleiben die Schweden Sieger, obwohl Gustav Adolf in der von ihm entworfenen Schlacht im Kampfgetümmel von einer Kugel tödlich getroffen fällt, ohne daß bis dahin deutlich geworden wäre, welche Rolle er im Reiche annehmen wollte. Handfeste Garantien für die Sicherheit der evangelischen Religion und ein protestantischer Sonderbund unter schwedischer Führung gehören zu den ablesbaren Zielen des "Löwen aus Mitternacht", den Zeitgenossen war aber auch der Gedanke nicht fremd, daß er ein protestantisches Kaisertum aufzurichten solle. Mit dem Tod des Königs schien die Sache Schwedens allerdings zunächst verloren zu sein. Nur weil Frankreich in den Krieg eingriff, um die kaiserliche Übermacht im Reich zu verhindern, und weil tüchtige Feldherrn aus der Schule Gustav Adolfs das militärische Prestige Schwedens aufrechterhielten, konnte Schweden als Sieger aus dem Kriege hervorgehen. Zwar kommen in der Darstellung weder diplomatische Bemühungen noch völkerrechtliche Überlegungen zu kurz, noch bleiben die Leiden der vom Krieg betroffenen Menschen unerwähnt und ungewürdigt, aber des Autors Standpunkt ist doch der des Strategen und Schlachtentaktikers, von dem aus er den Leser in spannender Weise in die Kriegskunst des 17. Jhs einführt. Junkelmans Buch bietet eine klar formulierte, auf Ursachen und Folgen der diskutierten Fakten eingehende Staats-, Wirtschafts-, Sozial- und Militärgeschichte Schwedens, in deren Rahmen er das Wirken Gustav Adolfs stellt. Er

läßt aber auch die Persönlichkeit des Königs aufscheinen, seine zupackende Aktionsfreudigkeit wie seine Rücksichtslosigkeit in der Durchsetzung seiner Ziele, etwa gegenüber den verbündeten deutschen Fürsten, die neben Skrupelhaftigkeit steht, wenn es um die Rechtfertigung seiner Kriege geht. Der König verfällt in Schwermut, wenn er nicht handeln kann, ist leutselig und von gewinnender Freundlichkeit, aber auch unberechenbar in Gefühlsausbrüchen. Er umgibt sich mit gelehrten Männern, ist sprachgewandt und liebt die Diskussion; in München und Neuburg a.D. gerade mit den Jesuiten, den intellektuellen Gegnern der Reformation.

Für Junkelmann besteht Gustav Adolfs historische Größe darin, daß er "Schweden den Weg in die moderne Welt gewiesen" und "das Fundament für eine der erstaunlichsten Großmachtbildungen der Geschichte gelegt" hat. Durch die zweite dieser Taten habe er der Geschichte Europas eine entscheidende Wendung gegeben. Was ihn zu "eine(r) der großen gestaltenden Persönlichkeiten der Geschichte" machte, war aber auch das Charisma, das er auf Mit- und Nachwelt ausübte. Das resümierende Schlußzitat des lesenswerten Buches ist Richelieus Bemerkung bei der Nachricht vom Tode des Schwedenkönigs: *Il valait seul plus que deux armées.*

(MM)

Matthias Michels

St. Erhard in Attaching Aus der Geschichte eines Dorfes und seiner Kirche im Freisinger Land

Freising 1998

Eine zweite, im Umfang wesentlich kürzere Arbeit zur Lokalgeschichte hat Matthias Michels (Abiturjahrgang 1994) mit *St. Erhard in Attaching. Aus der Geschichte eines Dorfes und seiner Kirche im Freisinger Land* vorgelegt. Auch dieser Ort wird erstmals in einer Tauschurkunde im Freisinger Traditionenbuch rund 70 Jahre nach Eitting erstmalig erwähnt und ist spätestens vom Beginn des 14. Jhs. bis zur Säkularisation Freising zugehörig. Attaching diente dem Hochstift offensichtlich als Milchschwaige, da jährlich u.a. 200 Laib Käse abgeliefert werden mußten. Die Kirche, deren Patron als Fürsprecher bei Not mit dem Vieh angerufen wurde, war Filiale der Pfarre St. Veit, die dem gleichnamigen Stift am Ostende des Weihenstephaner Berges zu-

geordnet war. Die Kirche selbst wird erstmals 1418 erwähnt. Nach der Pestepidemie von 1587 wird ein Friedhof angelegt. Mit dem Bau der noch heute stehenden Barockkirche für den damals 16 Anwesen zählenden Ort wird 1717 begonnen, der Hauptaltar 1720 geweiht. Nach der Säkularisation bleibt sie als einzige der zu St. Veit gehörenden Kirchen stehen. Seit 1837 wird sie von St. Georg aus versorgt, 1937 der Pfarrei Lerchenfeld zugeteilt. Eine Schule erhält der Ort erst 1872, ein richtiges Schulhaus erst um die Jahrhundertwende.

Matthias Michels Arbeit, die als Seminararbeit beim Lehrstuhl für katholische Kirchengeschichte an der LMU eingereicht wurde, zeichnet sich dadurch aus, daß er das ihm zugängliche Quellenmaterial in ausgiebigen Zitaten vorlegt, aber auch auf noch ungehobene Archivquellen zur Ortsgeschichte verweist, womit sie als Ausgangspunkt weiterer Untersuchungen dienlich sein kann. Zweck der Veröffentlichung seiner unvollständigen Chronik Attaching ist es, die Bewohner dieses Dorfes zu ermutigen, "sich ihrer Geschichte erneut bewußt zu werden und auf das Erreichte stolz zu sein. Attaching ist mehr als nur ein Anhängsel des neuen Freisinger Gewerbegebiets. Alle Schicksalsschläge, Pestepidemien, der Dreißigjährige Krieg, die Säkularisation, die Kriege und Nöte unseres Jahrhunderts kann man anhand dieser Siedlung am Rande des Mooses mitverfolgen."

(MM)

Peter B. Steiner (Hg.)

**Münchener Gotik
im Freisinger Diözesanmuseum**

Schnell & Steiner,
Regensburg 1999
DM 34,-

Stauend, ergriffen, aber auch fragend stellt sich auf dem Umschlagbild des Katalogs zur Ausstellung *Gotik in München* im Diözesanmuseum Freising eine Gruppe von vornehm gekleideten Frauen und Männern dar, die auf Stühlen und Bänken sitzen und sich lauschend oder schauend einem nicht sichtbaren Mittelpunkt zuwenden. Gezeigt werden die Zuhörer in Gabriel Mälerkirchers *Apostelpredigt* von 1470. Gewissermaßen vorweggenommen werden in diesem Motivbild der Ausstellung die Reaktionen der Museumsbesucher. Die dort ausgestellten Kunstwerke sprechen zwar für sich, werfen aber sowohl für den Laien, den der Symbol- und Formensprache

spätmittelalterlichen Kunst entwöhnten modernen Menschen wie für den kunsthistorisch versierten Betrachter zahlreiche Fragen auf. Zur Beantwortung hat Dr. Peter B. Steiner, der Direktor des Museums, einen vollständig mit vorzüglichen Aufnahmen reich bebilderten Katalog herausgegeben.

Ein Hauptproblem bei der Beschäftigung mit der Münchner Gotik des 14. und 15. Jahrhunderts ist der große Verlust an Kunstwerken durch ihre Beseitigung bzw. ihre Zerstreuung seit der Barockisierungswelle des 17. und 18. Jahrhunderts und in der Säkularisation von 1803, was dazu führte, daß von der Kunst in München wirkender Maler und Bildhauer der Gotik vieles nur noch als archivalische Erwähnung überkommen und die "Münchner Kunst der Gotik zersplittert und versprengt, nach Umfang und Leistung unbekannt geblieben" ist. Die Freisinger Ausstellung will von "Reichtum und Erfindung" dieser Kunst eine anschauliche Vorstellung geben (Faltblatt zur Ausstellung). Nicht zur Unrecht wurde München von

Münchener GOTIK in Freising



einem Bürger Venedigs eine *città nobilissima* genannt, wie Peter Pfister seinem Aufsatz zum kulturhistorischen Hintergrund darstellt. Das oben genannte Manko wird besonders in Gisela Goldbergs Überblick *der Tafel- und Wandmalerei in München im 15. Jahrhundert* deutlich, doch schon ihre kurzgefaßte Bestandsaufnahme von vorhandenen oder verlorenen Bildern aus den Werkstätten von in München wirkender Maler weist die herzogliche Stadt als ein Zentrum der Kunst auf, deren Auftraggeber aus einem weiten Umkreis kamen. Der Aufsatz von Hans Ramisch zur Münchner *Münchener Plastik und Skulptur im späten Mittelalter* hebt einmal die auch der Ausstellung zugrundeliegende Neudefinition von 'Münchner Kunst' hervor, die

sich gegen die ältere Auffassung eines lokalen Stils wendet und das Einbezogen sein des örtlichen Kunstgeschehens in ein enge Stadt- und Landesgrenzen überschreitendes betont, und zweitens gegenüber Erasmus Grassers Kunst die Bedeutung Hans Haidners herausstellt, dessen bildhauerischem Werk "die zentrale Stellung in der Münchner Bildhauerkunst um und nach der Mitte des 15. Jahrhunderts gebührt." Die ausgiebige Bebilderung ermöglicht es, die in der Ausstellung gezeigten Werke mit den andernorts vorhandenen Bildhauerarbeiten der besprochenen Meister zu vergleichen. Ähnliches gilt von Susanne Fischers Darlegung zur *Münchener Glasmalerei des 15. Jahrhunderts*, der farbige Abbildungen der gotischen Fenster der Münchner Liebfrauenkirche beigegeben sind. Die Ausstellung selbst zeigt u. a. zwei frühe Münchner Glasgemälde von 1320.

Peter B. Steiner, Sylvia Hahn und Susanne Fischer erläutern im eigentlichen Katalog die 62 ausgestellten Kunstwerke und geben Antwort auf die Fragen nach deren Herkunft, Schöpfer und Bedeutung, weisen auf viele Bilddetails hin und stellen die Einzelwerke in kunst- und kirchengeschichtliche Zusammenhänge. Manche der Erläuterungen geraten zu ausführlichen Kleinessays, wie z.B. die über die vier Flügelreliefs des Thalkirchner Marienretables, die nach der Beschädigung durch den Brand der Neuhausener Herz-Jesu-Kirche in den Werkstätten des Bayerischen Nationalmuseums in ihrer prächtigen Farbigkeit wiederhergestellt wurden, oder über die Neuerung der Gotik-Sammlung, das Jan Polack zugeschriebene *Chorbet der Hl. Magdalena*, eines der sehenswertesten Bilder des Museums.

Da die Ausstellung vor allem auf die reichen Museumsbestände zurückgreifen kann, dürfte der Katalog auch über das Ende der Ausstellung am 10. Oktober 1999 als instruktiver Führer durch die Gotik-Abteilung des Diözesanmuseums und dank der vorzüglichen Aufnahmen als wirklichkeitsnahe Erinnerungshilfe dienen.

(MM)

Willie le Truc

**Weltmusik aus Freising
und Attenkirchen**

Drei CDs sind bisher von ihnen erschienen, alle in hervorragender Qualität eingespielt und mit anregendem Beiheft bestückt. Man sieht gleich: Die Leute arbeiten mit Verstand (mit Gefühl

sowieso).

In Freising müsste man sie nicht vorstellen, jeder kennt Willie le Truc, zumindest jeder, der sich für die Leichte Muse oder die Kleinkunst interessiert. Da der Dom-Spiegel aber auch viele Ehemalige erreicht, die schon länger nicht mehr im Umfeld von Domberg, Weihenstephan und Flughafen wohnen, sei Auskunft gegeben:

Es begann alles damit, dass sich im Winter 1982 das Faktotum Willi Abele (geboren 1953) und Sylvester Denk (Abitur am Dom 1974) mit anderen regelmäßig zum Üben trafen: Rocknummern aus eigener Feder kreierten sie, „und es ließ sich ganz gut an“, wie Herr Abele im Rückblick meint. Die Besetzungen wechselten, die Namen auch: Aus „Time Warp“ entsprang zunächst „Troika“ und dann war man reif für „Willie le Truc“. 1984 sind sie einer der Kulturpreisträger des Landkreises Freising. Mittlerweile sind sie zu sechst und sie spielen beim Tollwood, im Gasteig und beim Bayer. Rundfunk in München, beim Regensburger Altstadtfest, und zum Jahresabschluss in Freising: im ausverkauften Asamsaal.

Die musikalischen Wurzeln von Willie le Truc sind die Musik des Tanzbodens im letzten Jahrhundert genauso wie Musette und Tango, sind Klezmer und Czardas soviel wie Rock und Pop. Seit einiger Zeit geschieht ja eine Vermischung entlang der Zeitachse und Welt-Musik entsteht, gespeist aus vielen Nationen und Generationen. Willie le Truc setzt sich seit Jahren mit diesen Einflüssen auseinander und gibt sie als Spiel- und Lebensfreude in eigener Art weiter.

Die erste CD „Les serpents des charmeurs“ (1994) bringt schwerpunktmäßig Jiddisches („Joschke, Joschke, schban dem loschlek, soll er gicher loifn“ = Joschka, Joschka, spann das Pferd an! Soll es schneller laufen...), geführt vom virtuosen Akkordeon (Willi Abele) oder den Gassenhauer „alle Brieder“ (alle Brüder). In gefühlvollen Tangos („Argentino“) und französischem („Je chante“) spielt Sylvester Denk eine wunderschöne Geige.

Deutlich auf die Comedian Harmonists weist „Schöne Gisela“, ein Eigengewächs. Hier zeigen sich auch die textlichen Unzulänglichkeiten, mit denen die deutsche Leichte Muse oft ringt (über welchen Platitüden erhebt sich nicht die herrliche Operettenmelodie!), wenn es zum wiederholten Male heißt „Schöne Gisela, du bist wunderbar, alles klar“..

Für die zweite CD „di Grine“ (die Grüne) (1995) experimentierten die Willies mit neuen Sounds und es wurden weitere Instrumente eingegliedert, z.B. Klarinette, ein Saxophon, eine zweite Geige. Aber Spitze bleibt doch die Di-

vertimentog von Akkordeon und Geige, während gelegentlich über die 3. Stimme sich fast ein Kontrapunkt einschleicht. Einfühlsam auch die Adaption aus der türkischen Volksmusik („Trük in Gondwana“), mit Jazzigem versetzt.

Auf der dritten CD „O major tacador“ (1997) findet man dann eine echte Entdeckung: die Sängerin Helena Finger. Überhaupt: Mit Ausnahme von Stefan Birk (Hauptinstrument Klarinette) singen sie alle, und nicht nur einstimmig (wie die Mehrheit der Bands) oder zweistimmig (was auch noch viele auf die Reihe bringen). Das kann sich alles sehr gut sehen lassen. Aber Helena Fingers Stimme sollte man gehört haben! Und die vielen Latinos der 3. CD sind nicht von schlechten Eltern.

Willie le Truc nimmt Sie rumpel- und stoßfrei mit auf Weltreise. Der Passagier schließt die Augen und lehnt sich träumend zurück: Urlaub.

Erschienen bei Piriri-Weltmusic (zugleich auch Willie-Le-Truc Agentur), Postfach 25, 85395 Attenkirchen, Tel.: 08168 / 963170, Fax 08168 / 963172. In Freising erhältlich in der Buchhandlung Abraxas.

(AS)

Georg Reif

**Aus dem Tagebuch
eines Aquarellmalers
Das Jahr im Kreislauf der Natur**

Eigenverlag 1996

Altdorf bei Landshut, halb Vorort, halb Dorf nördlich der niederbayerischen Metropole gelegen, gehört mit seinem Umfeld, so sehr die bewaldeten Höhen beiderseits des breiten Isartals nördlich der Stadt eine herb-anmutige Hügelandschaft bilden mögen, sicherlich nicht zu den landschaftlichen Attraktionen Bayerns, doch wenn man Georg Reifs *Tagebuch eines Aquarellmalers* aufschlägt, dann kann man mit dem Maler Schönheit auf Schritt und Tritt finden, Schönheit der Landschaft, des weiten Blicks, Schönheit der großen und kleinen Naturerscheinungen, freilich gesehen mit Maleraugen und mit Malerhänden umgewandelt in Bilder, in denen sich die Naturphänomene zu den Stimmungen verdichten, die sie im Künstler hervorgerufen haben und die so auch dem Betrachter zum Erlebnis werden. Die Intensität des Erlebens mag auch damit zu tun haben, daß das *Tagebuch* die Antwort Georg Reifs auf eine schwere Erkrankung war, die Rettungsleine, an der er sich ins tätige

Leben zurück malte, indem er die großen und kleinen Schönheiten um sich herum Tag für Tag wiedergab, um sich selbst und dem Betrachter zu beweisen: Schau, auch in Deiner alltäglichen Umgebung ist so viel beruhigendes Schöne, das Du den Widrigkeiten des Lebens entgegensetzen kannst.

Die mehr als 365 Wiedergaben von Aquarellskizzen und sorgfältig gearbeiteten Blättern führen den Betrachter durch die vier Jahreszeiten sozusagen von Winter zu Winter. Sie zu betrachten befriedigt wegen der trefflichen Wiedergabe des jeweiligen Sujets, seien es weite Gegend, Wald, Wasserlauf, Baum, Blume oder Insekt, dörfliche Siedlung oder Stilleben, und der der Stimmung durch fließende Linien und harmonische Farbigkeit. Sie schärfen aber auch das eigene Auge für die Ästhetik des scheinbar Unscheinbaren. Georg Reif verklusuliert nicht, nimmt den Dingen nicht ihre natürliche Form und Erscheinungsweisen. Man erkennt, was er meint, doch was er mit sicherem Auge und flinkem Pinsel zu Papier gebracht hat, ist nicht die Abbildung eines Gegenstandes, sondern die Wiedergabe der Schönheit, die er an ihm wahrnahm. Linie und Farbe führen ein ästhetisches Eigenleben, das auch in der Druckwiedergabe überzeugt.

Die beigefügten Texte sind einerseits kurze Hinweise auf die jahreszeitlichen, wetter- und stimmungsmäßigen Umstände, unter denen die betreffenden Bilder entstanden, bringen subjektive Betrachtungen und naturgeschichtliche Erläuterungen zu den dargestellten Motiven, vor allem wenn es sich um Pflanzen, Vögel und Insekten handelt, und binden den Bilderzyklus eines Kalenderjahres in das bäuerliche Kirchenjahr ein.

So ist das Buch nicht nur eine Seh- schule, sondern auch Erinnerung an eine Lebensweise, die stärker vom Rhythmus der Natur bestimmt war, und somit auch Anmahnung, sich in der Hektik der modernen Zeit die Leib und Seele stabilisierende Ruhe zu gönnen, die das Offensein für "Gottes Schöpfung" in dieser finden kann.

(MM)

Hans Niedermayer

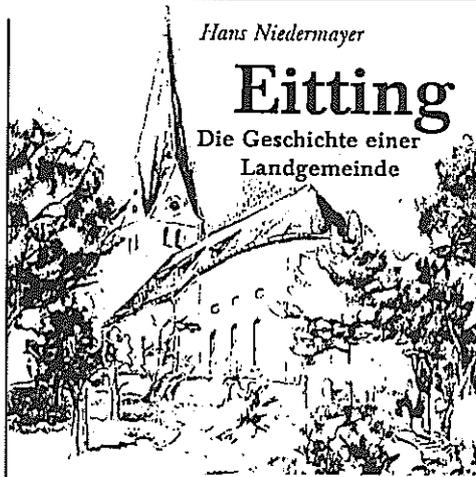
Eitting

Die Geschichte einer Landgemeinde

Gemeinde Eitting 1998

Feiert eine Gemeinde das Jubiläum ihrer Gründung oder ihrer Ersterwähnung vor vielen hundert Jahren oder wie im

Umkreis der Bischofsstadt Freising am Ausgang des zweiten Milleniums nach Chr. besonders häufig ihre Jahrtausendfeier, wenn nicht 1200-Jahrfeier, dann ist es guter Brauch, eine Ortschronik zu veröffentlichen, die den Bürgern wieder ins Gedächtnis ruft, was im Laufe der Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte an Wissen über die geschichtliche Identität eines Ortes verloren gegangen ist, was vielleicht auch schon einmal beschrieben wurde, aber heute nicht leicht greifbar ist oder was als Aktenmaterial in Archiven in dunklen Schachteln im Dornröschenschlaf dahin dümmert und darauf wartet, aufgefunden und wach- - wir wollen nicht kalauern - interpretiert zu werden. Was der Lokalhistoriker vorfindet, sind ja meist nur trocken formulierte Rechtsurkunden, nüchterne Rechnungsbelege oder auf das objektiv Faßbare sich beschränkende Beschreibungen von knappstem Wortlaut, farblose und nur andeutende Strukturskizzen vergangenen Lebens und zwar des alltäglichen, das fern der großen Ereignisse verlief. Der Lücken sind oft mehr als der Anhaltspunkte, und es bedarf des historischen Überblicks wie genauer Detailkenntnisse, um die gefundenen Daten richtig einzuordnen und ihnen im Analogverfahren einen Zusammenhang zu geben. Für einen überlokalen Leserkreis wird solche Lokalgeschichte nur dann von Interesse sein, wenn es gelingt, an den örtlichen Vorkommnissen das Zeittypische aufzuzeigen und für den allgemeinen Leser nur dann, wenn der Verfasser einer solchen Geschichte bereit ist, ihm zu



erläutern, was der Laie nicht wissen kann, seien es Zusammenhänge oder vergangene Strukturen und deren aus dem Gebrauch gekommene Begrifflichkeit. In *Eitting - Die Geschichte einer Landgemeinde* ist es Hans Niedermayer gelungen, die Vergangenheit seines Geburtsorts so zu erzählen, daß nicht nur die Eitinger die Geschichte ihrer Gemeinde mit Interesse und Nutzen lesen können, sondern alle, die die Geschichte des Freisinger und Erdinger Umlands besser verstehen wollen. Der Fachkundige wird auf manches Quellenmaterial hingewiesen, dem Laien wird dieses und alles zum Verständnis Notwendige pädagogisch gekonnt erläutert.

Eitting wird 948 in einer Tauschurkunde des Hochstifts zum ersten Mal erwähnt, dürfte aber als Ansiedlung schon länger bestanden haben, war doch das Erdinger Land nicht allein schon in der jüngeren Steinzeit besie-

delt, sondern war auch ein Gebiet früher Bajuwarensiedlungen. Darauf weist auch der für die frühen Siedlungen typische Ortsname hin: utinga = bei den Leuten des Uto. Spätestens seit 948 besaß das Hochstift Freising dort einige Höfe. Im Jahre 1244 gibt die herzogliche Familie ihren Besitz an Eitting an das Hochstift ab, das so bis zur Säkularisation in der Hofmark Eitting das Sagen hat. Mit Freising erleidet der Ort im Dreißigjährigen Krieg Plünderung und Zerstörung, was auch die magere Quellenlage bis 1648 erklärt. Auch die späteren Quellen beziehen sich bis in die napoleonische Zeit vor allem auf die kirchlichen Institutionen, doch in Hans Niedermayers Darstellung erfahren wir über das rein Kirchliche hinaus viel über das Leben in einer Dorfgemeinde und ihre Strukturen. Während im 18. Jh. der Neubau der Kirche wichtiges Thema ist, wurde dies im 19. Jh. die Errichtung einer Schule und um die Wende zum 20. Jh. die zentrale Wasserversorgung. Der Interpretation der schriftlichen Quellen kommt die kommunalpolitische Erfahrung des Autors sehr zu gute. Das Kapitel über die Wirtschaftsstruktur in den letzten zwei Jahrhunderten gibt einem Überblick der Entwicklung von der Dreifelderwirtschaft einer sich noch selbst genügenden dörflichen Ökonomie um 1800 über die Erschließung des Moores um 1850 hin zu einer modernen mit Maschinen und Elektrizität betriebenen Landwirtschaft und dem Wandel beim ländlichen Handwerk hin zu modernem Unternehmertum. Zur Wirtschaftsgeschichte Eittings gehört natürlich auch der Bau des Mittleren Isarkanals in den zwanziger Jahren und schließlich heute die Nähe zum Großflughafen und das Entstehen eines großen Umwelt-Fachunternehmens. Aufschlußreiche Einblicke in dörfliche Mentalität bietet das Kapitel über das Feuerschutzwesen, das eine kleine Geschichte der Feuerwehr darstellt.

Zeitmangel und Beschränkung der Seitenzahl haben wohl eine über einige Hinweise hinausgehende Mentalitätsgeschichte Eittings im 20. Jh. vereitelt, was um so bedauerlicher ist, als Hans Niedermayer sich als gründlicher Kenner der Geschichte Erdings während des Nationalsozialismus erwiesen hat und es wahrscheinlich ist, daß der nächste Chronist Eittings keine Zeitzeugen mehr vorfinden wird für die Umbrüche im Denken während der letzten hundert Jahre auch auf dem Lande.

(MM)

ABRAXAS Bücher in Freising

Buchladen

Bahnhofstraße 10 85354 Freising Tel. (08161) 7230

Kinder- und Reisebuch

Vorverkauf

Tel. (08161) 41700

Bahnhofstraße 4 85354 Freising Tel. (08161) 7823



Kapuzinerstraße 1199 • D-93111 Freising • Tel. 089 69334-0 • Fax 089 693342 00

Sie ist die Richtige!



Auch für ihn. Für Ihre eigenen finanziellen Ziele brauchen Sie sie: Ihre persönliche Anlage-Strategie! Und die entwickeln Sie gemeinsam mit Ihrem Vermögensberater. Er optimiert Ihre Vermögensstruktur. Fragen Sie danach!

Internet: www.vr-banken-bayern.de

*Jetzt zur individuellen Vermögensberatung.
Schließlich wollen Sie nur das Beste!*

 **FREISINGER BANK EG**

Volksbank-Raiffeisenbank

Fast wie ein Spaziergang

Dom-Gymnasium triumphiert im Basketball-Regionalfinale

Freising Mit einem ungefährdeten 60:43-Sieg über das Gymnasium Unterhaching qualifizierten sich die Basketballmädchen vom Freisinger Dom-Gymnasium im Regionalentscheid für das Bezirksfinale in der Wettkampfklasse II (B-Jugend). In dieser dritten Runde wird zugleich der oberbayerische Meister ermittelt.

Die 14- bis 16jährigen Mädchen vom Dom-Gymnasium beherrschten die Gäste aus Unterhaching, den Sieger aus dem Landkreis München, von Anfang an und legten dank einer treffsicheren Conny Janzon (insgesamt 32 Punkte) bis zur zehnten Minute einen beruhigenden 18:3-Vorsprung hin. Damit war die Partie praktisch gelaufen. Die Mädchen hatten zwar auch einige Vereinsspielerinnen dabei, doch die „Dom-Mädchen“, angeführt von Conny Janzon und Mariana Wolfschoon (10 Punkte), diktierten die Begegnung nach Belieben. Beide Spielerinnen zählen ja auch beim TSV Jahn Freising zu den Leistungsträgern in der A-Jugend.

Angesichts des deutlichen Halbzeitergebnisses (34:21) durften in

der zweiten Hälfte alle Mädchen der Freisinger Mannschaft ran. Der Vorsprung wurde sogar noch ausgebaut, obwohl die beiden stärksten Freisinger Akteure in der Schlußphase von der Bank aus zuschauten.

Ob sich der Ausflug ins Bezirksfinale Ende Januar nach Rosenheim lohnt, überlegen sich die Mädchen vom Dom-Gymnasium derzeit besonders genau, warten dort doch die Sieger von weiteren fünf oberbayerischen Regionen, unter anderem das enorm starke Team vom Wasserburger Luitpold-Gymnasium, das wiederum identisch ist mit dem souveränen Tabellenführer in der oberbayerischen Bezirksliga.

Hier zeigt sich auch ganz deutlich der Vorteil der Wasserburger oder auch Rosenheimer Schulmannschaften: Dort können aus einem einzigen Gymnasium die besten Mädchen oder Buben herausgesucht werden. In Freising dagegen sind die Basketball-Cracks auf mindestens fünf höhere Schulen verteilt, so daß die ganz großen Erfolge in den Schulwettbewerben wohl ausbleiben werden. *ber*



KEINE PROBLEME mit dem Gegner hatten die Korbjägerinnen des Freisinger Dom-Gymnasiums mit Betreuerin Annemarie Gresset (von links) Lena Grundler, Amelie Meyer, Lea Reuter, Felicia Reinstädt, Marina Zahel, Conny Janzon, Mariana Wolfschoon, Johanna Grundler und Isabell Dörfler. *beb/Photo: Prestel*

FNN 13.1.1998

Mit dem Mausclick zum frivolen Leben ins antike Rom

Beim „Dies latinus“ im Freisinger Domgymnasium bedienen sich die Schüler und Lehrer auch der modernen Computertechnik

Freising – Einen Riesenspaß hatten die Schulkinder der fünften und sechsten Klassen des Freisinger Domgymnasiums am Freitag bei ihrem „Dies latinus“. Statt wie gewohnt Vokabeln zu büffeln, konnten sie sich einen Nachmittag ganz dem spielerischen Umgang mit der Lebensart, dem Sport und der Kultur der römischen Antike hingeben.

Selbstgebastelte Lateinmaschinen, die das Übersetzen von Texten vereinfachen können, stellte die Klasse 5 B vor. Solche mechanischen Lernhilfen müßte man allerdings nach heutigem technischen Stand für den pädagogischen Gebrauch eigentlich schon als antiquiert bezeichnen. Daß die Schule dann doch mit der Zeit geht, konnte man im Computerraum des Gymnasiums erleben. Dort durften die Kinder die Welt der römischen Antike im Internet aufspüren.

Zum „Streunen im Internet“ hatte Lehrassessor Reiner Streun rund 30 „Hyperlinks“ ins alte römische Reich zusammengestellt. Damit die Kinder sich tatsächlich nur auf virtuelle Touren durch Rom und Athen begeben und außer den frivolen Liebesoden Ovids nicht etwa in andere, subtilere Internetbeispiele abdriften, führten ältere Schüler entsprechend Aufsicht.

Handwerkliches Geschick konnten die Schulkinder von Oberstudienrat Richard Schnell beweisen. Unter dem Titel „Fabri Romani“ bearbeiteten die Kinder Gesteinsbrocken mit Hammer und Meißel. „Nicht nur Limes und Soldaten“, lautete die Vorgabe von Richard Schnell, so daß sich die Schulkinder nicht zu sehr fürs rein Militäristische ereiferten, sondern auch der architektonischen Kunst huldigten, indem sie Landschaften mit Brücken und Aquädukten entwarfen oder auch kostbare Mosaiken zusammenfügten.

Die Aula wurde an diesem Nach-



DAS RÖMISCHE HANDWERK erklärte Richard Schnell (3. von rechts) den Gymnasiasten, die mit Meißel und Hammer eifrig hantierten.
sa/Photo: Prestel

mittag zum Schauplatz eines großen „Olympischen Fünfkampfs“. Die Disziplinen wichen geringfügig von heutigen olympischen Normen ab: Gefordert wurden „Römisches Reifentreiben“, „Kretischer Standweitsprung“, „Spartanischer Dreibeinlauf“ (je zwei Kinder an einem Bein zusammengekettet), „Mykenischer Zielwurf mit Kugel oder Diskus“ (Frisbee!) und „Circus Maximus – Bigae mit Fahrer“. Wettkampfleiter Hans Baur ermittelte die siegreichen Olympioniken in folgender Rangfolge: 1. Klasse 6 C; 2. Klasse 6 B; 3. Klasse 5 A und 6 C; 5.

Klasse 6 A; 6. Klasse 5 B. Am späten Nachmittag kam schließlich ein echter römischer Soldat zu Besuch. Markus Junkelmann, Römerforscher und ehemaliger Domgymnasiast, trat in originaler Kluff eines „Miles Romanus“ auf – mit Goldhelm, Lederwams und Kettenhemd, Schwert und Schild sowie altrömischen Sandalen. Nicht nur Schüler und Eltern tauschten gebannt den Erzählungen und Schilderungen Junkelmanns über Ausrüstung und Bewaffnung eines altrömischen Reiter-

Kamerateam, das einen Dokumentarfilm drehte, ließ sich solch einen selten zu erlebenden Auftritt natürlich nicht entgehen.

Zum Abschluß des „Dies latinus“ konnten sich alle Schüler, Eltern und Lehrer bei einer gemeinsamen „Cena“, einem altrömischen Abendessen, stärken. Und frei nach dem Motto „Cenabis bene, mi fabulle, apud nos paucis, si tibi di favent, diebus...“ ließ man es sich entsprechend schmecken, denn der „Dies latinus“ dürfte den Schülern ausgesprochen gut gefallen haben.

WOLFGANG SEMANN



Nicht nur die Darbietungen mit der Querflöte begeisterten das Publikum ...

Bunte Musiksträuße gekonnt dargeboten

Schüler musizierten beim Frühjahrskonzert

Freising
Einen Abend lang mutierte das humanistische Dom-Gymnasium zur musischen Schule, als am Mittwoch das schon traditionelle Frühjahrskonzert im großen Musiksaal stattfand. Offensichtlich inspiriert von dem göttlichen Sänger Orpheus und dem Gott des Gesangs und Musageten Apollon boten Schüler aller Jahrgangsstufen ein an Stilrichtungen reiches Programm oder, wie es Musiklehrerin Oberstudienrätin Gisela Mahlich ausdrückte, „viele Musiksträuße.“

Und wirklich war bei dem Kammerkonzert, das sich aus rund dreißig Darbietungen zusammensetzte, vom Volkslied über Opernarien, Sonetten, Menuetten, Duetten, Sonaten, Walzer, Tänze bis hin zu Songs der Pop- und Rockgeschichte alles enthalten, was sich in den letzten Jahrhunderten an Musikrichtungen herausgebildet hat.

Und so war auch die ganze Bandbreite des Who is who der Komponisten vertreten,



... auch Vera Geis und Ludwig Hiller überzeugten mit ihrem Klavierstück. Fotos, 2: Metz

deren Stücke in souveräner, manchmal auch virtuoser Weise dem Publikum zu Gehör gebracht wurden. Entsprechend vielfältig waren auch die Instrumente, die an diesem Abend gespielt wurden. Von den klassischen Kammerkonzert-Instrumenten wie Klavier, Geige und Violoncello spannte sich der

Bogen über Quer- und Sopranflöte, Trompete, Akkordeon und Hackbrett bis hin zu E-Gitarre, Keyboard und Drums. Begleitet wurden die jungen Musiker teils von Instrumentallehrern der Freisinger Musikschule.

Es fällt schwer, besonders herausragende Darbietungen anzuführen, denn trotz

verständlicher Nervosität meisterten alle Schüler ihre Auftritte mit viel Können und Charme. Trotzdem sei Eva Schäffler (Klasse 7b) mit ihrer Sonate für Sopranflöte genannt, der die Anstrengung nach ihrem gekonnten Spiel der schnellen und langen Sequenzen deutlich anzumerken war.

Und auch Miriam Kronschi und Katharina Prögler (beide aus der 5. Klasse) meisterten ihr Violoncello beeindruckend. Imponierend war auch Bettina Helds (Klasse 7b) Auftritt mit dem Akkordeon, dem sie feurige ungarische Csardas-Klänge entlockte. Ebenfalls in der 7. Klasse ist Vera Geis, die selbst Chopin und ein zusammen mit Ludwig Hiller gespieltes vierhändiges Stück von Johannes Brahms in Profimanier bewältigte. Aber wie gesagt: Alle Darbietungen hatten ihren großen Reiz und sämtlichen Beteiligten gebührt größter Respekt vor ihrem musikalischen Können.

Dr. Andreas Beschorner

FT 3.4.1998

Schulorchester zeigen Freude am Musizieren

Symphonischer Abend im Dom-Gymnasium

Freising (bkw) – Zu einem symphonischen Abend hatte das Dom-Gymnasium unter Federführung von Musiklehrer Studienrat Michael Schwarz jetzt Eltern, Schüler, Ehemalige und Musikinteressierte in den Großen Musiksaal der Schule geladen. Nachdem vor etwa drei Wochen das traditionelle Frühjahrskonzert abgehalten werden konnte, standen diesmal symphonische Orchesterwerke aus der Feder von Joseph Haydn und Franz Schubert auf dem Programm.

Zu Beginn des Konzertes bekamen die Jüngsten ihre Chance: das Vororchester versuchte sich an der Symphonie Nr. 75, 3. Satz Menuett, im Arrangement von David Stone, von Joseph Haydn (1732-1809). Danach gaben

die Jungmusiker noch ein English-Traditional zum Besten – „Country Gardens“, ebenfalls arrangiert von David Stone.

Auf die Bemühungen des Vororchesters folgte das Orchester für Eltern, Lehrer und ehemalige Schüler mit der Haydn-Symphonie Nr. 20, C-Dur; dieses Werk zählt zur ersten symphonischen Schaffensperiode des Komponisten. Er verwendet durchgängig die Sonatensatzform und entwickelt kunstvolle Motive und Themen.

Nach der Pause präsentierte sich zum Abschluß der Veranstaltung das Große Schulorchester des Dom-Gymnasiums. Franz Schubert (1797-1828) schuf seine Symphonie Nr. 5, B-Dur, im September des Jahres 1816;

die Uraufführung erlebte sein Werk noch im gleichen Jahr in einer privaten Vorstellung im Hause des Burgtheatermusikers Otto Hadwig. Mehr als ein halbes Jahrhundert sollte bis zur ersten öffentlichen Aufführung im Londoner Kristallpalast am 1. Februar 1873 vergehen. Die 5. Symphonie Schuberts ist von heiterer Charakteristik und Atmosphäre und orientiert sich an der Lebenskraft und -freude der Kompositionen Mozarts, ohne jedoch dessen Schaffen einfach zu kopieren. Das Große Schulorchester bot zweifellos die souveränste musikalische Darbietung dieses Konzertabends, der seinen Reiz vornehmlich aus dem persönlichen Bezug zwischen Musizierenden und Zuhörern bezog.



Das Große Schulorchester (unser Bild), das Vororchester und das Orchester für Eltern, Lehrer und ehemalige Schüler bestritten den symphonischen Abend im Musiksaal des Dom-Gymnasiums.

Foto: Metz

FT 28.4.1998

Spektakuläre Erlebnisse: Unterwasserarchäologie

Freising (bkw) - Mit dem Begriff der Unterwasserarchäologie verbinden viele Menschen spektakuläre Bilder, sensationelle Entdeckungen und hochtechnisierte Forschungsabenteuer. Die Entdeckung und Erforschung der „Titanic“ oder die Weltsensation 1996, als tauchende Altertumswissenschaftler aus Frankreich im Hafen von Alexandria den vermeintlichen „Palast der Kleopatra“ aufgefunden hatten, prägen das Bild des archäologischen Zweiges. Der Verein „Freunde des Dom-Gymnasiums“ bot nun Gelegenheit, sich einen realistischen Einblick zu verschaffen. Dr. Marcus Prell und Richard Schnell, Lateinlehrer am Dom-Gymnasium, berichteten von Alltag und Realität der Taucharchäologen, wie sie bei Forschungsaufträgen für die „Bayerische Forschungsgesellschaft für Unterwasserarchäologie e. V.“ zu bewältigen waren.

Im Jahr 1992 wurden in der Donau bei Stepperg, nahe der Stadt Neuburg, Holzpfahlformationen des ehemaligen Flußüberganges der römischen Donau-Süd-Straße entdeckt, einer für die nordöstlichen Provinzen lebensnotwendigen Verbindung, die nach Regensburg führte. Dr. Prell, selbst gebürtiger Neuburger, arbeitete an der Grundlagenrecherche in Archiven von Museen und Historischen Vereinen und fahndete nach „Sub-Button“-Profilen des Flußsohlenuntergrundes. 1992 leisteten er und sein Team an ungefähr 70 Tagen circa 250 Tauchstunden. Ein Jahr später sollten die Unterwassergrabungen zur Erforschung der lokalisierten fünf Brückenpfeiler anlaufen; sie gestalteten sich aber weitaus komplizierter als erwartet. War im Jahr zuvor aufgrund des extrem heißen Sommers 1992 das Tauchen in der Donau noch relativ unproblematisch, sahen sich Dr. Prell und sein Team nunmehr stärksten Strömungsgeschwindigkeiten bis zu 10

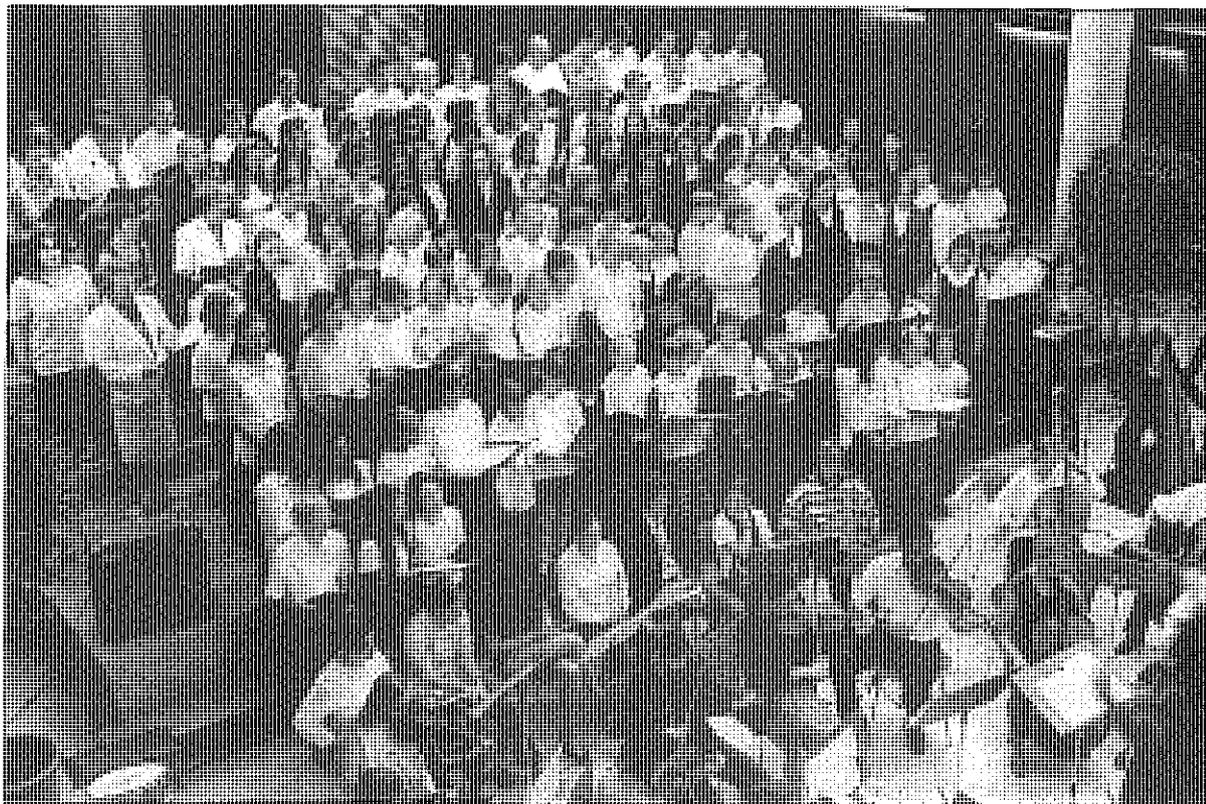


Dr. Marcus Prell (l.) und Lateinlehrer Richard Schnell mit einem Stück original römischen Brückenpfosten bei ihrem Vortrag im Dom-Gymnasium. Foto: Guido Metz

km/h ausgesetzt. Brillen, Bleigewichte, Wasserwaagen und selbst eine Unterwassersaugpumpe wurden Opfer der reißenden Fluten, der Metallvermessungsrahmen mußte mühselig einbetoniert werden und dies alles bei schlechtesten Sichtverhältnissen. Auch die Probenahme aus den Eichenpfählen der Brückenpfeiler – für die genaue chronologische Datierung eine unerläßliche Grundlage – erforderte, trotz Einsatz einer pneumatisch betriebenen Unterwassersäge circa 30 Minuten pro Pfahl: für die der Strömung ausgesetzten Taucher eine unglaublich erschöpfende Aufgabe. Zwei Jahre später – bedingt durch Sommerhochwasser mußte ein Jahr Grabungspause eingelegt werden – machte man sich an die Untersuchung des Brückenpfeilers Nr. 6; er war in einem an den Fluß angrenzenden Weiher entdeckt worden. Damit entkam man zwar dem Strömungseinfluß, die Sicht reduzierte sich jedoch faktisch auf Null. „Zero Visibility Diving“, erklärt Dr. Prell, „verlangt Geschick, Disziplin, ein ausgeprägtes, räumliches Vorstellungsvermögen“ und ist für Neulinge

sehr gewöhnungsbedürftig. Die Ergebnisse des Stepperger Projektes, „schließlich muß bei so einer Ausgrabung ja auch etwas herauskommen“, faßte Dr. Prell so zusammen: Die römische Brücke war circa 500 Meter lang, der Pfeilerabstand betrug in etwa 20 bis 25 Meter“. Es handelt sich um einen bislang nicht dokumentierten Bautyp mit fachwerkartigem Holzgerüstaufbau, verfüllt mit dichtgelagerten Kalksteinblöcken. Eine echte Überraschung ergab die dendrochronologische Datierung der Eichenpfähle: laut Jahresringanalyse liegt der Entstehungszeitraum des Überganges um die Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, circa 70 Jahre nach Gründung der weiter nördlich gelegenen Siedlungen Kösching und Nassenfels. Daraus schließt Prell, daß Römer zuvor einen anderen Donauübergang benutzt haben müssen; das Fehlen von sicheren Brückenkopf-Kastellen beim Stepperger Übergang deute darauf hin, daß zur Bauzeit diese Region durch den Limes und die befestigten Kastelle Pfünz und Weißenburg völlig gesichert war.

FT 24.6.1998



IN EINEN KONZERTSAAL verwandelte sich die Aula des Dom-Gymnasiums, als es galt, die Absolvía 1998 zu verabschieden. Der Schulchor zählt über 140 Goldkehlchen (siehe Seite 7). axl/Photo: S. Martin

Das Domgymnasium ist einfach anders

Von Alexander Fischer
Freising - Schiedlich-friedlich zwar, aber nicht ganz ohne Mißtöne, ging am Domgymnasium die Verabschiedung der Absolvía 1998 über die Bühne. In einem Brief an die FNN hatte die Mehrheit der diesjährigen Abiturientinnen und Abiturienten moniert, daß ihr Direktor Alfons Strähhuber der Öffentlichkeit in Sachen Abiturvorbereitung die Wahrheit verschweige. Strähhuber ging auf den „bösen Brief“ nur beiläufig ein. Trotz kritischer Worte, ließ Schülersprecherin Katrin Penzkofer bei der Zeugnisverleihung auch Versöhnliches anklingen.

Eingebettet in meisterlich vorgelegene, klassische Musik (siehe Seite 7) stand eine Reihe von Reden auf dem Festprogramm, die allesamt von besten Wünschen für die Zukunft und gutgemeinten Ratschlägen geprägt waren.

Katrin Penzkofer stellte in ihrer Abschiedsrede fest: „Das Domgymnasium ist einfach anders“. Diese These belegte sie mit dem hohen Maß an „Bürokratie“, auf welche an dieser Schule so viel Wert gelegt werde. Im Krankheitsfalle seien gel-

be und rote Zettel auszufüllen, erinnerte Pettenkofer und erwähnte zudem gelbe Informationsblätter, die immer „genau zum vorgegebenen Termin“, erschienen seien. Weiters äußerte sie die Überzeugung, „daß das Dom im Termineinhalten, sicher die Nase vorn hat, in Bayern“. Sie glaube nicht, daß an irgendeinem anderen Gymnasium die Facharbeit genau am 4. Mai zurückgegeben werde, „obwohl schon alle Lehrer ungefähr zwei Wochen vorher komplett mit der Korrektur fertig waren“.

Derartig striktes Einhalten von Terminen hätte sich die Schülersprecherin auch „in manch anderen Dingen gewünscht“. Penzkofer spielte darauf an, daß ein Mitschüler „wohlgemerkt“ erst eine Woche nach Notenschluß davon erfahren habe, „daß er die notwendige Punktzahl zur Zulassung zum Abitur nicht erreicht hat“. Dieses Fehlverhalten lastete sie dem Kollegestufenbetreuer an. Der müsse den Überblick über alle vorhandenen Noten haben und jemanden der gefährdet sei, rechtzeitig informieren. Nicht selten habe sie das Gefühl gehabt, „daß wir eher zu Menschen erzogen wurden, die einfach das tun, was

von ihnen verlangt wird“. Dennoch, Penzkofer zog am Ende ein versöhnliches Resümee, daß da lautete: „Schön war es trotzdem!“ Für Ex-Direktor Hans Niedermeier hatte sie sogar ein Sonderlob parat. „Wenn ich mich recht zurückerinnere, mußte eigentlich keiner wirklich Angst vor ihm haben“.

Niedermeier bedankte sich seinerseits für die gute Zusammenarbeit und verwies auf die Wirkung des von ihm gepflegten „runden Tisches“. Sein Arbeitszimmer hätten Eltern wie Schüler meist „zufriedener verlassen, als sie hereingekommen sind“. Niedermeier gab seinen Ehemaligen den Rat, das Leben mit Humor zu sehen, „weil dann vieles leichter fällt“.

Sein Nachfolger, Alfons Strähhuber, reichte seinen Kritikern die Hand. Die kämpferische Art von Schülersprecherin Penzkofer nötigte ihm sogar Respekt ab. Ihr Einsatz, „im Bayerischen würde man, glaube ich, hinterfotzig dazu sagen“, habe ihm gefallen. So mancher werde in Zukunft mit Wehmut auf jene gotische Fassade blicken an der mit bescheidenen Lettern „Domgymnasium“ geschrieben steht, prohezeite Strähhuber.

FNN 27. / 28. 6. 1998



Auch am Dom Freude über fristlose Entlassung

Auch am altherwürdigen Dom-Gymnasium ist die Sache mit dem Abitur 1998 nun auch offiziell ausgestanden: 45 junge Damen und Herren haben die Hürde geschafft an Freising's kleinstem Gymnasium, das allerdings einen exzellenten Ruf weit über die Domstadt hinaus genießt. Und das sind die Ab-

solventen des diesjährigen Jahrgangs: Sandra Baumgartner, Anton Brummer, Dennis Buttler, Marisa Ciccarella, Philipp Dzierk, Laura Egger, Andreas Engisch, Thomas Entholzner, Alexandra Gieß, Verena Glasl, Sebastian Grunwald, Christiane Haslbeck, Sarah Hilbrenner, Andreas Hofmann,

Peter Hohmann, Susanne Holzhammer, Duraid Kenan, Michael Koch, Johannes Koppel, Eva Kromka, Birgit Lamme, Claudia Linninger, Frank Löffler, Felicia Metten, Florian Michl, Veronika Neumann, Kunigunde Pausch, Katrin Penzkofer, Christian Pierer, Anna Rex, Felizitas Schalkhauser,

Katharina Schebler, Anja Schörenberg, Stefan Schwertfirt, Bernadette Spann, Valentin Stroh, Kirsten Unger, Wolfgang Wagner, Christiane Weber, Stephanie Wecker, Christine Weinzierl, Andreas Weiß, Katrin Wiesheu, Markus Wipp, Julia Wopperer, Astrid Zangl.
Foto: Lehmann

Schüler-Spende

Freising (ft) – Über 2000 Mark nahmen die Schüler des Dom-Gymnasium durch den Verkauf von Bastelarbeiten und hausgebackenem Kuchen und Plätzchen bei ihrem letzten Weihnachtsbasar ein. Davon wurden je 650 Mark an die Station Intern 1 und die Elterninitiative Intern 3 (E.I.3) des Dr. von Haunerschen Kinderspitals in München gespendet. Die verbleibenden gut 700 Mark gingen an ein Trinkwasser-Projekt der Unicef. „Die Kinder der Station Intern 3, die an schweren Anomalien

des Blutes und Krebserkrankungen leiden, könnten ohne Unterstützung der Elterninitiative, die es beispielsweise ermöglichte, ein psychosoziales Team zu beschäftigen und eine Elternwohnung einzurichten, nicht in dieser Weise behandelt werden, wie das heute der Fall ist“, berichtete Schülervertreter Yvo Fischer bei der Scheckübergabe. Auf keinen solchen Verein aus betroffenen Eltern könne die Station Intern 1 zählen. Um so mehr sei diese Abteilung auf Hilfe von außen angewiesen.



Scheckübergabe (v.l.): Dom-Schülervertreter Yvo Fischer, Evelyn Lindner von E.I.3, Kontaktperson Vanessa Reuter.

FT April 1998

Wenn der Sanitätsdienst zum Schulunterricht gehört

Von Gabriela Bergmaier
Freising – Geteerte Pausenhöfe, ausgelassene Schüler, schnell ist da ein Knie aufgeschlagen oder der Ellbogen aufgeschürft. „Es passiert eigentlich immer etwas“, sagt Alfons Strähuber, Direktor des Dom-Gymnasiums. Das ist auch der Grund dafür, warum am Dom-Gymnasium jetzt ein Schulsanitätsdienst eingerichtet werden soll. Nach seinen Informationen sei dies der erste Schulsanitätsdienst, der an einer Freisinger Schule eingerichtet werde. Von einigen Schulen in anderen Städten kenne er diese Art der Ersten Hilfe jedoch bereits.

Aufmerksam verfolgen die zehn Schüler der achten bis elften Klasse, wie Markus Fischer, Rettungsassistent bei den Johannitern, einer Mitschülerin den Arm verbindet. „Zuerst über die sterile Wundauflege wickeln, damit die hält und dann oberhalb und unterhalb davon weiterwickeln“, erklärt Fischer den zehn Schülern, die sich bereit erklärt haben, den Schulsanitätsdienst zu übernehmen. Gewickelt

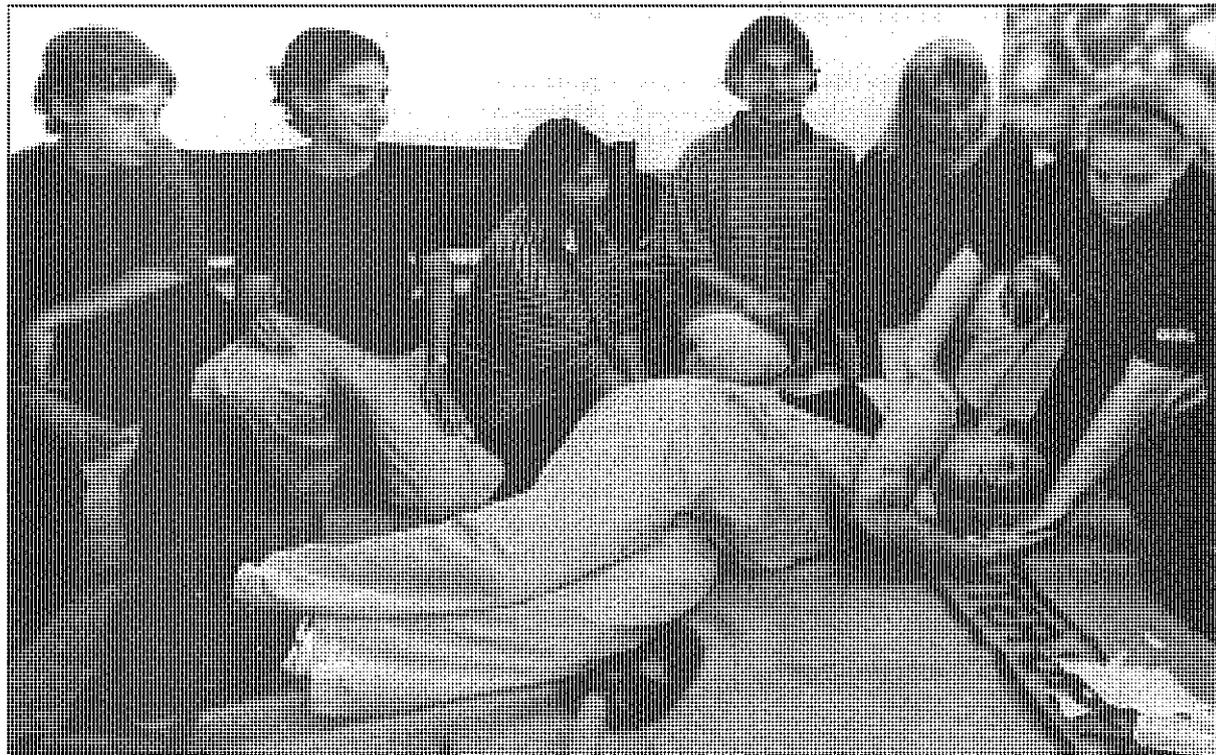
wird am Kopf, am Arm, an der Hand, an der Schulter. Dann dürfen die Schüler selbst Hand anlegen und wickeln sich gegenseitig unter der fachkundigen Anleitung von Fischer und seiner Assistentin Maren Schmitt ein. Geübt wird auch der Druckverband und, wie die Arterie am Arm gefunden wird.

In mehreren Kursen sollen die Schüler lernen, wie sie Wunden versorgen, Patienten betreuen und was sie bei einem Notfall beachten müssen. Mit dazu gehört auch die Lehre über den Körper und Psychologie. Einmal im Vierteljahr soll es künftig am Dom-Gymnasium einen Ausbildungskurs für die Schulsanitäter geben, dabei wird das Erlernte wiederholt und Neues dazugelernt. Am Ende des ersten Ausbildungsblocks steht dann eine Prüfung. Bestehen die Schüler diese, dürfen sie sogar als dritter Sanitätshelfer im Rettungswagen mitfahren. Aber nicht nur Schüler nehmen an dem Kurs teil. Auch Lehrerin Theresia Löffler beobachtet gespannt die Anleitungen des Kursleiters. Schließlich soll sie die Schulsanitäter spä-

ter betreuen.

Bevor es so weit ist, müssen die Schüler jedoch noch einiges lernen. Begonnen wird mit dem Erste-Hilfe-Kurs, der stabilen Seitenlage und der Notfallversorgung von Wunden, Verbrennungen, Brüchen und Atemproblemen. Voller Eifer sind die Schüler dabei. Einiges wissen sie schon, etwa, daß Wunden nicht mit Wasser ausgewaschen werden sollen oder bei einer Augenverletzung beide Augen verbunden werden müssen, damit die Augen auch ruhig gestellt werden. Überrascht sind sie allerdings, als Fischer ihnen erklärt, daß Dreck oder Steine in Wunden nicht von ihnen entfernt werden sollen. „Das Wundbild auf keinen Fall verändern“, erklärt ihnen der Rettungsassistent, sondern mit Pflaster oder Verband versorgen und innerhalb der ersten sechs Stunden nach der Verletzung mit dem Patienten zu einem Arzt fahren.

Auch, wie sie sich am besten um den Patienten kümmern, erfahren die Schüler. „An der Hand nehmen und mit dem Verletzten reden, ihm



RICHTIGE ERSTE HILFE will gelernt sein. Wie man Wunden versorgt und mit den Patienten umgeht, haben die Schüler des Dom-Gymnasiums in einem mehrtägigen Kurs gelernt. In Fortbildungskursen lassen sie sich von den Johannitern zu Schulsanitätshelfern ausbilden.

gabi/Photo (2): Prestel

FNN 19./20.9.1998

Fragen stellen“, rät Fischer. Besonders, wenn die Ohren oder Augen verbunden werden, sei es wichtig, den Verletzten zu führen, auch wenn dieser das erst einmal ablehne. Und schon zeigt er, auf was die Schüler alles achten müssen.

Mit dem Verletzten reden

Eine Schülerin wird als Verletzte auserkoren, setzt sich auf den Stuhl, und Fischer zeigt, wie sich die Schulsanitäter richtig vor den Verletzten hinstellen, damit sie ihn bei einer Ohnmacht auch schnell genug auffangen können. Immer wieder stellt Fischer Fragen wie: „Was macht Ihr jetzt, wenn sie sich einen Piercing ausgerissen hat?“ „Sterile Wundauflege und verbinden“, kommt die Antwort, und der Rettungsassistent zeigt ihnen, wie die Kopfwunde am schnellsten mit einem Dreieckstuch verbunden wird. Zwischendurch erinnert Fischer auch daran, bei stark blutenden Wunden als erstes sterile Handschuhe überzuziehen und vor allem niemals Verbandsmaterial zu verwenden, das auf den Boden gefallen war. Dann wird geschminkt: Bluti-ge Wunden am Arm und am Kopf, damit sich die Schüler gleich an den Anblick von Verletzungen gewöhnen – und, um zu zeigen, ob das Gelernte auch wirklich sitzt.



IM PAUSENHOF GESTÜRZT: Schnell eilen Helfer des Schulsanitätsdienstes heran. Am Dom-Gymnasium wird dieser erstmalig eingerichtet, um schnelle Hilfe zu gewährleisten. Vorerst üben sie aber nur, gabi



STEFAN ALBERT, Schüler des Freisinger Dom-Gymnasiums, hat unter 5500 Bewerbern für den Bundeswettbewerb Fremdsprachen, Abteilung Latein, einen Bundespreis erhalten. Aus der Hand von Schulleiter Alfons Strähhuber (rechts) erhielt der sprachbegabte

Schüler aus der Klasse 9a jetzt eine Urkunde und eine Anstecknadel vom Deutschen Bildungsministerium in Bonn. Wie Lateinlehrerin Renate Jungwirth (links) erklärte, sei die Initiative zur Teilnahme am Wettbewerb von Stefan Albert selbst ausgegangen. *marm*

FNN 19.6.1998

Einer echten Bühne würdig

Großer Beifall für „Sommernachtstraum“ des Dom-Gymnasiums

Freising
Endlich haben sie es geschafft: Nach dreizehn Jahren Schulspiel und ebenso vielen, durchwegs gelungenen Aufführungen, konnte die Schauspielgruppe des Dom-Gymnasiums diesmal im Asamsaal ihre Kunst zum Besten geben. Wenn Freising wohl schönste Schule auch ein stimmungsvoller Rahmen fürs Theater ist, so sind die „echten“ Bretter doch etwas anderes. Die „Domler“ haben bewiesen, daß sie „richtig“ Theater spielen können. In einer dreistündigen Vorstellung bezauberte die Truppe von Dr. Manfred Musiol mit Shakespeares „Sommernachts-
traum“.

Das nächtliche Verwirrspiel um Liebe und Eifersucht im Feenwald, die grundverschiedenen Auffassungen der Menschen und Elfen, die sich doch immer wieder ähneln, wurde in einem schlichten und doch äußerst eindrucksvollen Bühnenbild zum Leben erweckt. Mit wenigen Handgriffen konnte die Handwerkertruppe von Zimmermann Squenz (Franz Kronthaler) die wohlgeordnete Welt des Athener Herzogs Theseus (Maximilian Lenschow), der das Spiel mit der Ankündigung seiner Heirat mit der Amazonenkönigin Hippolyta (Caroline Fuchs) eröffnet, in Unordnung bringen. Dem Treiben von Elfen und verzauberten Menschen war nun Tür und Tor geöffnet.

Zwei Anlässe gibt es fürs nächtliche Treiben: den Plan von Hermia (Mariana Wolfschoon), mit ihrem Geliebten



Die Elfenkönigin und ihre Begleiterinnen zeigen, daß auch die gelungenen Kostüme der Dom-Inszenierung zum Erfolg beitragen.
Foto: Lehmann

Lysander (Elmar Thalhammer) zu fliehen, weil ihr Vater Egeus (Sebastian Beck) sie mit Demetrius (Mathias Eder) verheiraten will und das Zerwürfnis des Elfenkönigs Oberon (Andreas Engisch) mit seiner Frau, Königin Titania (Julia Hübner). Die menschlichen Probleme kommen dem in seinem Stolz verletzten Elfenkönig gerade recht, er kann so nicht nur seine Macht beweisen, sondern auch Titania lächerlich machen. Sein getreuer Helfer Puck (Valentin Stroh) ist hinfort auch eifrig dabei, allerlei Unfug anzurichten und Verwirrung zu stiften. Nach einem etwas steifen Anfang steigerten sich die Dom-

Schüler im Laufe der Vorstellung zu komödiantischen Höhepunkten.

Jeder Auftritt der Handwerkertruppe (neben Kronthaler der phantastische Josef Reiml als Zettel, Anselm Feldmann als wunderbar verschüchterter Schnock, Sebastian Keller, eine zickige Thisbe, Patrick Kohtz fast wie Arnold Schwarzenegger als kraftstrotzende Wand und sein Bruder William, ein „erleuchteter“ Mond) war ein Angriff auf die Lachmuskeln; der Konflikt zwischen Hermia und Helena (Anna Holzer) zeigte zwei im wahren Sinne des Wortes um ihre Liebsten kämpfenden Mädchen, von denen sich vor

allem Mariana Wolfschoon zu einer wahren Furie steigerte, während die dazugehörigen Liebhaber mit etwas mehr männlicher Ruhe agierten. All das wäre aber nicht möglich gewesen ohne das Treiben Pucks, von Stroh meisterhaft auf die Bühne gezaubert. Wie er über die Bühne sprang, auftauchte und verschwand – das verzauberte nicht nur die Akteure auf den Brettern, sondern das ganze Publikum. Als der Spuk zu Ende war, dankten die begeisterten Zuschauer den jungen Schauspielern, die sich dem Asamsaal durchaus würdig erwiesen hatten, mit einem Riesenapplaus. Julia Kromka

FT 25./26.7.1998



GEGEN EINE KLEINE SPENDE durften die Besucher einmal tief in den Nikolaus-Sack greifen, den Schülerinnen und Schüler des Domgymnasiums für den Weihnachtsbasar gut gefüllt hatten. Photo: Martin

Landminenopfern auf die Beine helfen

Erlös des Weihnachtsbasars im Domgymnasium geht an Projekt des Roten Kreuzes

Freising – „Durch Landminen kann man spielend ein Bein verlieren“, heißt es auf den Plakaten mit dem einbeinigen Teddybär, die in der Aula des Freisinger Domgymnasiums hängen. Mit dem Erlös aus ihrem traditionellen Weihnachtsbasar möchten die Schülerinnen und Schüler in diesem Jahr einen Beitrag leisten, um den Opfern von Landminen im wahrsten Sinne des Wortes wieder auf die Beine zu helfen.

Jede der 20 Klassen des Domgymnasiums hat sich mit einem eigenen Stand an dem Weihnachtsbasar beteiligt. Neben den klassischen Verkaufsschlagnern wie Kerzen, Adventsgestecken, Christbaumschmuck, Weihnachtskarten und Selbstgebackenem, die selbstverständlich an vielen Ständen zu erwerben sind, hat man sich vor allem d. r abwechslungsreichen Bewir-

tung der Besucher gewidmet – und auch dabei viel Phantasie entwickelt. So ließen sich auf dem Weihnachtsmarkt des Domgymnasiums mühelos auch ausgefallene Spezialitäten finden: Chicken McNuggets, Partyhäppchen, Sandwiches und Popcorn.

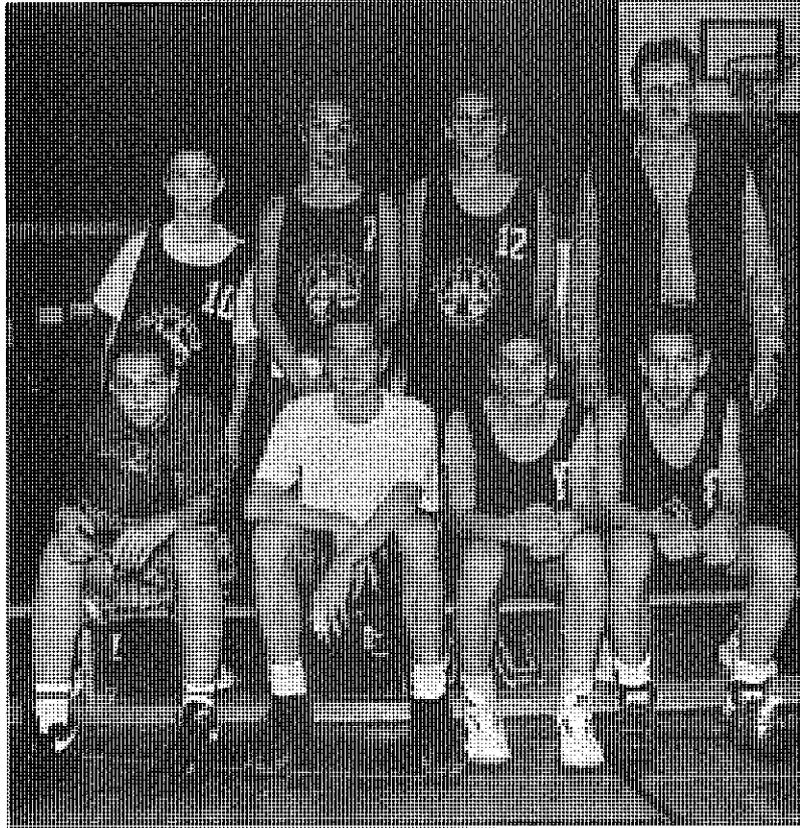
Als sehr geschäftstüchtig erwiesen sich die Schüler, die mit Sandwich-Platten, Bauchläden und Los-Eimern in der Aula unterwegs waren, um den Umsatz anzukurbeln. Die Musiklehrer des Gymnasiums, die Schallplatten aus dem Bestand der Schule verkauften, standen ihren Schülern darin in nichts nach: Nur das Fehlen eines Plattenspielers ging bei ihnen als halbwegs akzeptable Begründung durch, um ihren Stand ohne einen Einkauf wieder zu verlassen.

Organisiert wurde der Weihnachtsbasar wieder von der Schüler-Mit-Verantwortung (SMV).

Von deren Mitgliedern und der Studienrätin Annemarie Gresset kam auch der Vorschlag, den Verkaufserlös in diesem Jahr an das Anti-Landminen-Projekt des Roten Kreuzes zu spenden. Man habe sich das sehr gut überlegt, sagt Annemarie Gresset, weil es sich um eine große Organisation handele. Trotzdem sind sie und die Schüler zu dem Ergebnis gekommen, daß der Profit für den Einzelnen gerade bei der Hilfe für Landminen-Opfer sehr hoch ist. „Ein Minenfeld zu räumen, kann einem ganzen Dorf zugute kommen.“

An einem Informationsstand haben die Schüler für die Besucher des Weihnachtsmarktes Material über das Hilfsprojekt zusammengestellt. Dazu gehörte auch ein Video über die langwierige und mühsame Räumung von Minenfeldern und die kostenintensive Anfertigung von Arm- oder Beinprothesen. kög

FNN 12./13.12.1998



KLEIN, aber fein und siegreich war die Basketballmannschaft vom Freisinger Dom-Gymnasium im Kreisentscheid der Wettkampfklasse III/1. ber/Photo: Prestel

Im Endspurt davongezogen

Korbjäger des Dom-Gymnasiums gewinnen Kreisentscheid

Freising – Für die Niederlage in der B-Jugend haben sich die C-Jugendlichen vom Freisinger Dom-Gymnasium im Kreisentscheid der Schul-Basketballer revanchiert. Sie gewannen souverän gegen die Hauptschule Moosburg und die Volksschule Zolling in der Wettkampfklasse III/1. Im Regionalentscheid treffen die Domstädter nach den Ferien auf die besten Teams der Region rings um München.

Das entscheidende Spiel gegen die Moosburger Hauptschüler gewann das Dom-Team um Betreuer Hans Bauer mit 34:16 Punkten. Bernardo Wolfschoon und Florian Schuster sorgten zusammen mit Dominik Semren für die vorentscheidende 13:8-Halbzeitführung. Bis Mitte der zweiten Hälfte blieben die kräftigen Moosburger Hauptschüler noch dran (16:21), doch in der Schlußphase punkteten nur

noch die Freisinger Jungs vom Dom-Gymnasium. 14 von den 21 Punkten in der zweiten Hälfte hatte allein Nikolaus Lachner erzielt. Zum siegreichen Team gehörten noch Martin Flad, Roman Stary und Clemens von Preysing.

Keine Rolle spielten die zu kleinen Zollinger Hauptschüler, die allerdings so gut wie nie in dieser Formation zuvor zusammengespielt haben und in Zolling auch überhaupt nie auf zwei Körbe spielen können. In der Zollinger Gemeindehalle, die als Turnhalle fungiert, gibt es kein großes Basketballfeld mit zwei Körben. Als reine, allerdings begeisterte Pausenhof-Streetballer hatten die Zollinger Korbjäger gegen die vereins erfahrene Dom-Gymnasiasten dann natürlich keine Chance. Sie verloren deutlich mit 7:63. Auch gegen Moosburg gab's eine 2:29-Pleite. ber

FNN 17.12.1998



Eine hervorragend präzise Vorstellung lieferte der Mittel- und Oberstufenchor des Dom-Gymnasiums. Foto: Metz

Die ersten Sporen verdient

Dom-Gymnasium: Bühnenanfänger und souveräne Künstler vereint

Freising (zz) Die ganze Bandbreite vom Bühnenanfänger bis zum souveränen Künstler im Rampenlicht offenbarte das Weihnachtskonzert des Dom-Gymnasiums. In einer übervollen Aula waren Schüler, Eltern, Lehrer und Freunde der Schule davon gleichermaßen begeistert.

Den stimmungsvollen Auftakt bildete die Prozession des Unterstufenchors, der zu Kerzenschein „Siehe, dein König“ sang und daran drei andere Darbietungen samt dem Kanon „Da pacem domine“ anschloß. Ebenfalls ihre ersten Sporen vor großem Publikum verdiente sich die Volksmusikgruppe, wie ihre Vorgänger erst vor kurzem ins Leben gerufen. Kleine Patzer, wie sie immer mal wieder vorkommen, wurden

mit einem charmanten Lächeln wettgemacht. In die Reihe derer, die sich trotz Lampenfiebers wacker schlugen, gehörte auch das Vororchester mit „The Seeds of Love“. Souverän hingegen trat das Orchester für Eltern, Lehrer und Ehemalige auf, das das Concerto grosso op.6 von Arcangelo Corelli spielte. Und schließlich entließen die Sängerinnen Julia Hübner und Leonore Imhof, begleitet von Philipp Weigl am Klavier, mit ihrem Abendessen aus Humperdincks „Hänsel und Gretel“ nicht nur das Publikum in die Pause, sondern verabschiedeten mit ihrem Ständchen auch Studiendirektorin Gisela Malich in den Ruhestand.

Eine gute, weil besonders präzise Vorstellung lieferte der Mittel- und Oberstufenchor ab, der mit „Adeste fi-

deles“, dem bekannten Weihnachtslied „Maria durch den Dornwald ging“ und dem nicht minder bekannten Gospel „Glorious Kingdom“ seine ganze Vielseitigkeit unter Beweis stellte. Seinen großen und durchaus gelungenen Auftritt hatte dann Johannes Moosreiner, der zusammen mit dem Großen Schulorchester den zweiten Satz aus Joseph Haydns Konzert für Trompete und Orchester spielte.

Das Große Schulorchester allein hatte sich Präludium und Sarabande aus Edvard Griegs „Aus Holbergs Zeit“ vorgenommen. War man am Anfang trotz expressiver Dirigentenarbeit von Michael Schwarz noch etwas zaghaft, spielte sich das Orchester bald frei und ließ auch den Crescendi freien Lauf. Mit Swing at its best von der Big

Band ging es dann beschwingt dem Ende des variablen Konzertes entgegen. Der Funke der Begeisterung schlug auch deutlich auf die Zuhörer über und selbst „Frosty the Snowman“, wie eines der drei Stücke hieß, dürfte angesichts des Elans der Big Band warm geworden sein.

Das gemeinsame Singen des Weihnachtsliedes „Resonet in laudibus“ bildete den geeigneten Abschluß mit beeindruckender Atmosphäre. Und so waren nicht nur Oberstudiendirektor Alfons Strähuber (Leitung der Volksmusikgruppe), Studienreferentin Petra Scheuring (Leiterin der Chöre) und Orchesterchef Studienrat Michael Schwarz zufrieden, sondern auch das Publikum und – nicht zuletzt – die Musiker selbst.

FT Weihnachten 1998

Unterricht im Freiluft-Schulzimmer

Dom-Gymnasiasten erfahren Natur im Forst an der Plantage – Praktische Arbeit gefordert



Im Forst machte den Dom-Gymnasiasten der Unterricht natürlich Riesenspaß.

Foto: Guido Metz

Freising (ks) – Im Rahmen der Unterrichtseinheit „Umwelt“ wollen die neunten Klassen Ethik und katholische Religion des Freisinger Dom-Gymnasiums ein fächerübergreifendes Unterrichtsprojekt „Ökosystem Wald“ anpacken. Damit schlagen die Dom-Schüler gleich vier Fliegen mit einer Klappe.

Ethiklehrer Richard Schnell erklärte: „Im Lehrplan ist der Umweltgedanke verankert, wir wollen aber nicht nur darüber reden, sondern auch aktiv werden. Da die Schule direkt neben dem Forstamt liegt, kann man gleichzeitig auch die nachbarschaftlichen Verhältnisse pflegen.“ Außer dem wollen die Neunkläßler die Ergebnisse ihres Projekts in den ökumenischen Umweltwettbewerb für bayerische Schulen 98/99 einbringen. Solche kleinen „anfaßbaren“ Ziele erscheinen den Lehrkräften Richard Schnell und Irmi Stagl (katholische Religion) auch als sinnvolle Umsetzung der Agenda 21. An vier bis fünf Nachmittagen sollen Arbeiten und Projekte rund um den Wald verwirklicht werden.

An der Plantage trafen sich die Domschüler mit dem stellvertretenden Forstamts-

leiter Heinrich Flurl, um junge Buchenkulturen zu pflügen. Flurl stellte den neun Schülern den Mischwald an der Plantage vor. Arzu Dilek (15) und Steffi Rothmeier (14) führten Protokoll. Bei einem kleinen Spaziergang durch alte Buchen sollten die Schüler erste Eindrücke sammeln. Dann galt es, Baumarten zu erkennen, nicht nur an den herabgefallenen Blättern. Flurl wies die

Neunkläßler auch auf die unterschiedlichen Rindbilder und Knospen hin und gab Tips zur Unterscheidung der verschiedenen Arten. „Wer im Wald arbeiten will, der muß die Bäume auch kennen“ betonte Flurl. Auch auf ökologische Kreisläufe und Zusammenhänge ging der stellvertretende Forstamtsleiter ein. „Werden und Vergehen ist im Wald allgegenwärtig“ erklärte Flurl

angesichts einer absterbenden Buche. Aber auch dieser sterbende Baum biete noch vielen Lebewesen Lebensraum. Nach dem informativen Teil ging es ans Arbeiten auf einer gepflanzten Buchenfläche inmitten von etwa 80jährigen Fichten. Da die jungen Bäume sehr viel Platz zur Seite hätten, neigten sie dazu, diesen auch zu nutzen und nicht unbedingt in die Höhe zu streben, was

für die Holznutzung erwünscht sei. Deshalb gelte es, doppelte Haupttriebe und starke Nebentriebe abzuschneiden, damit die kleinen Bäume mehr Energie in den Haupttrieb investieren könnten. Die Schüler gingen, genauestens instruiert und ausgerüstet mit Arbeitshandschuhen und „Löwenscheren“, einer Art stärkeren Variante der Rosenschere, eifrig ans Werk.

Heißer Draht zu „Natur und Technik“

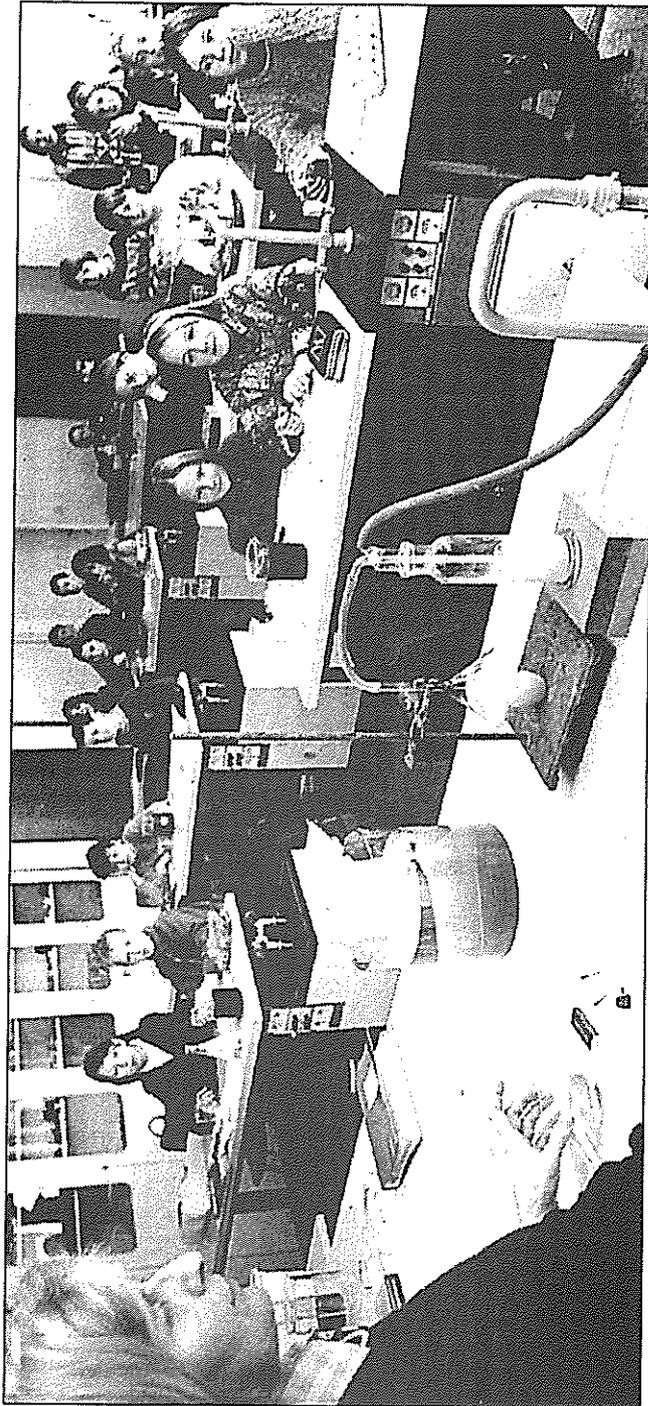
Freising (mk) - Das Domgymnasium ist eines von 30 Gymnasien in Bayern, das seit Beginn dieses Schuljahres das neue Fach „Natur und Technik“ anbietet. Auf Beschluß des Landtages wurde ein „Modell am Mini-sterium vorbei“ erarbeitet, erklärte Direktor Alfons Strähuber. Im Rahmen dieses „Schulversuchs“ werde das neue Fach in den fünften und sechsten Klassen des Domgymnasiums unterrichtet. Die Resonanz bei den Schülern ist laut Schulleitung bisher „sehr gut“. Großes Interesse und „Entdeckerfreude“ zeigen die Gymnasiasten während des Unterrichts, in dem technische und naturwissenschaftliche Themen erarbeitet werden. Dabei wird der Praxis große Bedeutung beigemessen: „Was ist denn eigentlich Luft?“, so etwa der Titel eines der Experimente mit Studienrätin Theresia Löffler. Weiterhin ist

eine neue Stundentafel für die Unter- und Mittelstufe mit diesem Versuch verbunden. So wurde zum Beispiel das Fach Chemie, das bisher erst ab der 11. Klasse unterrichtet wurde, schon in die 10. Klasse vorgezogen. Und statt Erdkunde einstufig

in der achten Klasse zu unterrichten, hätten die Schüler ab sofort gar keinen Erdkundeunterricht mehr in der achten, dafür aber zwei Stunden in der neunten Klasse. Nach dem Motto „mehr Naturwissenschaften, mehr Konzentration“

würde nicht mehr einstufig unterrichtet. Dadurch wolle man das „bisherige System etwas intelligenter gestalten“, erklärt Strähuber. Die Gesamtstundenzahl ändere sich durch die Einführung des neuen Faches allerdings nicht. Man

könne aber von einer „Verlagerung“ sprechen, bei der naturwissenschaftliche Fächer Vorrang hätten. Weiterhin werde man künftig nach dem Prinzip „möglichst wenig verschiedene Lehrer in einer Klasse“ unterrichten.



Gebannt bei der Sache: Studienrätin Theresia Löffler zeigt ein hochinteressantes Experiment.

Foto: Lehmann

FT 18.12.1998



Werft die Schüler nicht ins kalte Wasser: Gymnasial- und Grundschullehrer diskutierten, wie der Sprung von der vierten zur fünften Klasse - in eine neue Schule - erleichtert werden könne. Foto: Metz

Eine Lockere Paukerrunde am „Dom“ mit Vorbildcharakter

Grundschul- und Gymnasiallehrer beraten Übertrittsproblematik

Freising - Zu einer Lehrerkonferenz der etwas anderen Art kam es am Donnerstag im Dom-Gymnasium. Ziel und Zweck dieser Diskussionsrunde zwischen den Gymnasial- und Grundschullehrern aus dem Landkreis war ein gegenseitiges Beschnuppern zwischen Schulen, die eigentlich schon seit eh und je zusammenarbeiten, jedoch nie persönlichen Kontakt zueinander pflegten.

Unterstufenbetreuerin Annemarie Schmidt gab den Anstoß zu einem Gedankenaustausch über die immer wieder auftretenden Schwierigkeiten beim Übertritt aufs Gymnasium. Als besonderes Problem hat sich der Wechsel vom Klassenlehrer- zum Fachlehrersystem herauskristallisiert. Zu

Beginn der fünften Klasse vermissen die Schüler oftmals noch die individuelle Betreuung und enge Bindung des Klassenlehrers. Sinnvoll wäre es daher, beim Gymnasialstart möglichst viele Fächer in die Hand eines Lehrers zu legen. Manko sei vor allem das Fach Deutsch, da Gymnasien oft lateinische Fachbegriffe der Grammatik voraussetzen, ohne auf den Grundschullehrplan einzugehen. Schwächen gebe es beim flüssigen Lesen und dem Verstehen von Texten.

Die andere Lernmethodik, sprich der Übergang von Gruppenarbeit zum selbstständigen Erarbeiten von Aufgaben, bereite den Schülern großes Kopfzerbrechen. „In den modernen Fremdsprachen und Sachfächern wird Gruppenarbeit bereits

angestrebt. Es ist einzig und allein ein fachspezifisches Problem“, erklärte für das Domgymnasium Schulleiter Alfons Strähhuber. Doch in der vierten Klasse nimmt die Gruppenarbeit einen viel größeren Raum ein, im Durchschnitt wird sie zweimal täglich praktiziert. Die Meinungen über das enorme Schreib- und Arbeitstempo am Gymnasium gingen weit auseinander. Sollen die Neulinge langsam an längere Arbeitszeiten gewöhnt werden oder muß nichts geändert werden? Zudem fällt es den Schülern schwer, selbst den Rotstift in die Hand zu nehmen um zu korrigieren. Besonders betont wurde auch die Hausaufgabenproblematik. In der Grundschule bestand die Heimarbeit vorwiegend aus einer schriftli-

chen Wiederholung des Unterrichtsstoffs. In der fünften Klasse wird mehr Wert auf mündliche Hausaufgaben und mündliches Abfragen vor der Klasse gelegt. Auch angesagte Schulaufgaben stellen etwas Neues, Ungewohntes für die Grundschüler dar. Mehrfach angesprochen wurde von den Lehrkräften auch der Probeunterricht. Unklar ist, ob jemand, der den Probeunterricht besteht, auch wirklich fürs Gymnasium geeignet ist.

Letztlich erwies sich diese Lehrerzusammenkunft in lockerer Atmosphäre als sehr gewinnbringend. Was bleibt, ist der Wunsch, in Zukunft die Zusammenarbeit intensiver zu gestalten und die gewonnenen Erkenntnisse so gut wie möglich in die Tat umzusetzen. Sarah Layer

FT 27./28.2.1999

Mit Ehemaligen im Weltall

Dom-Gymnasium: Grandioses Konzert von „Space Walk“ bis Bach

Freising (yv) Auf einen Ausflug ins Weltall waren die Besucher des Dom-Gymnasiums nicht vorbereitet. Dennoch nahmen sie das von Odilo Zapf auf der Posaune vorgetragene Stück „Space Walk“ begeistert auf. Im Rahmen eines Konzertes ehemaliger Schüler des Dom-Gymnasiums stellte der junge Künstler diese Komposition des Nachwuchskomponisten Alan Fabian vor. Der Kölner hat damit schon den ersten Preis des Bundesdeutschen Komponistenwettbewerbs gewonnen.

Der futuristische Charakter von „Space Walk“ mag wohl nicht jedem liegen, aber das Publikum schien zumindest vom künstlerischen Gehalt überzeugt. Dies zeigte es durch seinen großen Applaus. Der Rest der vortragenden Künstler blieb eher beim traditionellen Repertoire eines solchen Abends. Das reichte von Johann Sebastian Bach über Georg Friedrich Händel, bis hin zu Wolfgang Amadeus Mozart. Also für jeden Geschmack etwas.

Stolz kann das Gymnasium allemal sein auf diese „Ehemaligen“. Sie bewiesen, daß auch ein neusprachliches Gymnasium große musische Talente hervorbringen



Anke Moser und Andreas Wehrenfennig: Zwei Ex-Schüler, auf die das Dom-Gymnasium zurecht stolz ist. Metz

kann. Anke Moser zeigte sich virtuos auf Oboe und Englisch Horn. Sie kann auf ein Studium an der Hochschule für Musik in Hannover zurückblicken und spielte seither in zahlreichen Orchestern. Christoph Müller trug

mit der Violine zum Konzert bei. Er studierte Musik in München und London und ist seit 1996 Mitglied des Orchesters des Nationaltheaters in Mannheim. Petra Richter perfektioniert ihren Sopran gerade an der Musik-

hochschule in München. Stefan Schwab hat es nach seinem Studium in München und seinem Konzertextamen an der Musikhochschule in Saarbrücken bis zum Soloklarinettenisten am Stadttheater Augsburg gebracht. Außerdem ist er Lehrbeauftragter an der Uni Augsburg. Andreas Wehrenfennig schließlich kann auf ein Privatstudium bei G. Lorenzini in Lyon zurückblicken. Auch er studierte an der Musikhochschule in München und ist jetzt Soloharfenist beim Philharmonischen Orchester Bad Reichenhall.

Organisator Florian Hermann von den Freunden des Dom-Gymnasiums, war dann auch sehr stolz, „richtige Künstler“ geladen zu haben. Die momentanen Schüler der Lehranstalt waren wohl nicht sehr angetan von ihren Ehemaligen. Sie waren nur spärlich vertreten. Um so mehr Lehrer waren gekommen, um, wie es einer ausdrückte, sich „ein bisschen Kultur zu gönnen“. Wohl aber auch um den einen oder anderen darauf hinweisen zu können, daß er den oder die unterrichtet hat. Aber auch die Künstler haben es sichtlich genossen, an ihre Schule zurückzukehren, und ihre Pauker einmal als schweigende Zuhörer zu erleben.

FT 4.3.1999

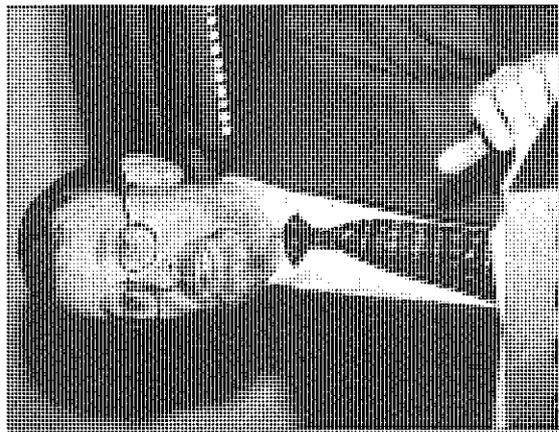
Der Butter und der Schoklad

Vom Sprachverständnis des Regensburgs Honorarprofessors für bairische Dialektologie, Ludwig Zehetner

Von Franz Pfeffer
REGENSBURG - Ludwig Zehetner läßt sich kein y für ein i vormachen. Seit gestern ist der 60jährige Gymnasialdirektor Honorarprofessor für „bairische Dialektologie“ an der Universität Regensburg. Bairisch mit i, wohlge-
 merkt.

„Bairisch ist deutsch“, lautet das Credo des gebürtigen Freisingers, „die Vorstellung, Bairisch und Deutsch seien Gegensätze, ist laienhaft konstruiert und sachlich unhaltbar.“ Grundsätzlich falsch wäre es freilich, die Sprache mit dem Freistaat gleichzusetzen. Der bairische Sprachraum schließt mit Schwaben und Franken weite Teile des Landes aus, das sein „Y“ der Hellenophilie König Ludwigs I. verdankt. Dafür reicht das „Südbairische“ als Sprache bis ins österreichische Graz. Das „Duden-Deutsch“ der Hochsprache ist für Zehetner bestenfalls der kleinste gemeinsame Nenner aller deutschen Sprachregionen.

Deshalb fordert er völlig folgerichtig „mehr Mut zum einheimischen Deutsch. Das muß ja nicht gleich krachert sein.“ Den Gymnasiallehrer - mit griechischem „Y“ - als „krachert“ zu bezeichnen, würde ihm ganz sicher



HONORARPROFESSOR ist seit gestern Ludwig Zehetner. Photo: Pfeffer

nicht gerecht. Schlank, mit dunklem Anzug und Krawatte, die Stimme dunkel, aber alles andere als derb polternd, paßt Zehetner nicht in das gängige Bild vom Bayern, wie es außerhalb des Weißwurstäquators gerne gezeichnet wird

und das gerade bayerische Politiker so gerne vor sich hertragen.
 Bereits 1979 hat Ludwig Zehetner den ersten Lehrauftrag an der Universität Regensburg übernommen. Loriots „Jodelschule“ ist hier nicht zu finden, dafür aber gibt es wissenschaftliche Arbeiten zu Themen wie „Dialektgeographie“ oder „Laut- und Formenlehre des Bairischen“. Die Teilnehmer wurden im Verlauf der 20 Jahre zwar weniger, „dafür aber interessierter“, bilanziert der frischgebackene Regensburger Honorarprofessor. Das Interesse geht weit über die weiß-blauen Grenzen hinaus. Die „Starstudenten mit den besten Arbeiten“ des letzten Semesters kamen aus Polen und der Ukraine.

Eine kleine Sensation gelang Ludwig Zehetner 1997 mit seinem „Lexikon der deutschen Sprache in Altbayern“. Innerhalb von fünf Monaten war die erste Auflage vergriffen. Von seinem „sprachlichen Umweltschutz gegen die Trockenlegung des Sprachbiotops Bairisch“ wird derzeit die dritte Auflage vorbereitet. Wobei der Autor einen Großteil der Käufer in „nostalgischen Auswanderern“ sieht, die „an der Nordseeküste nachschlagen, wie man das früher bei uns gesagt hat“.

Die Ernennung zum Honorarprofessor bezeichnet Hochschullektor Helmut Altner als „Anerkennung für 20 Jahre beachtliche Leistungen“. Zehetner selbst hofft, daß die Urkunde auch ein Zeichen des Respekts für die Bairische Sprache ist. Hilfe kann der Dialekt, nach Zehetners Ansicht, an allen Fronten brauchen: „In München wird wohl nicht mehr viel zu retten sein.“ Auf dem Land aber lebe der Dialekt noch.

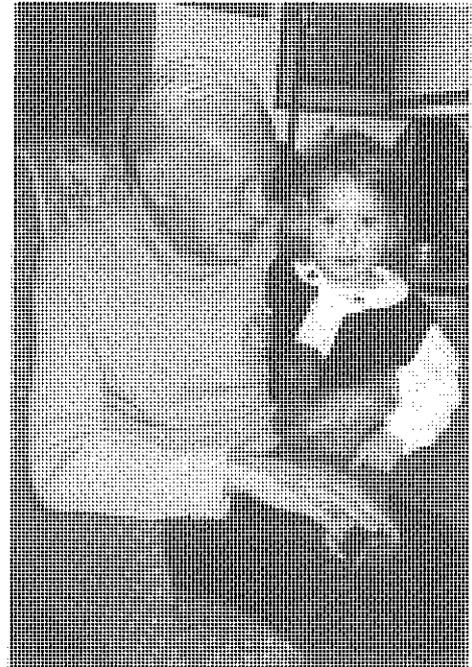
Gemeinsam mit dem Förderverein für die Bairische Sprache will der Regensburger bei der EU-Kommission für die Aufnahme des Bairischen in die Charta der Minderheitensprachen kämpfen und die bayerische Staatsregierung zu mehr „einheimischem Deutsch“ an den Schulen drängen. Mut macht ihm dabei das Vorbild des Plattdeutschen, das „kurz vor dem Aussterben gerettet worden“ sei. Ludwig Zehetner selbst ist ein Wanderer zwischen den Sprachen: „Jeden Tag predige ich der Familie am Frühstückstisch, daß es ‚der Butter und ‚der Schoklad‘ heißt“. Eine halbe Stunde später gibt er bei den Regensburger Domschatzen fremdsprachlichen Unterricht - für den Deutschlehrer ist Hochdeutsch Pflicht.

SZ 24.3.1999

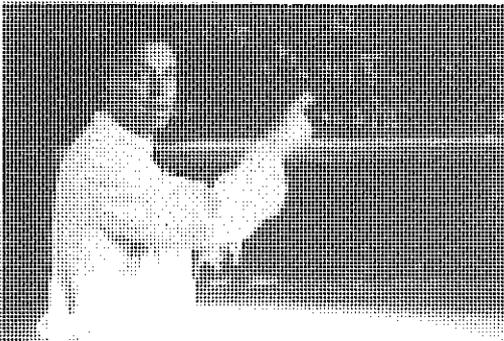
Dr. Friedrich Nikol wurde 90



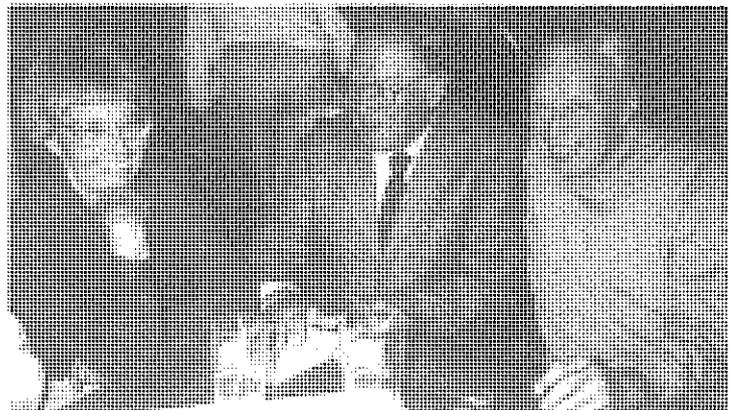
Am 31. Juli 1998 feierte der beliebte Lehrer für Mathematik und Physik seinen 90. Geburtstag. Tochter, Sohn, vier Enkel und fünf Urenkel – im Bild die jüngste Urenkelin –, viele ehemalige Kollegen und Schüler gratulierten dem Jubilar und freuten sich über seine gute Verfassung, sein vielseitiges Interesse und sein hervorragendes Gedächtnis, wenn er Geschichte aus der Schulzeit zum Besten gab.



Dr. Nikol wirkte von 1947 bis 1972 am Dom-Gymnasium.



Gleichfalls 90 wurde der frühere Sportlehrer StD Ludwig Burgermeister, hier mit seiner Gemahlin Margarete und Dr. Nikol.



Seine Tochter Herta und seinen Sohn Gerhard ließ Dr. Nikol 1950 von einem jungen Kollegen, dem Kunsterzieher Emil Scheibe, porträtieren.

Absolvia 1983



Absolvia 1948



Illustre Absolvia vom Lehrberg erklimm den Nährberg

Nach fünf Jahrzehnten traf sich unlängst die Abiturklasse von 1948 des Dom-Gymnasiums Freising zu einer gemütlichen Feier. Von den 23 Schülern, die einen Tag nach der Währungsreform ihr Reifezeugnis erhielten, leben noch 20, zwei fehl-

ten wegen Krankheit. Alle anderen waren aus Nord, Süd und West zum traditionellen Treffen angereist, das alle fünf Jahre wiederholt wird. Beruflich haben es alle zu etwas gebracht. Georg Lohmeier, der bekannte Schriftsteller und Re-

gisseur, ist wohl eines der prominentesten Mitglieder der Absolvia 1948. In der Wissenschaft brachte es Prof. Hubert Glaser zu Ehren, und in der Wirtschaft setzte sich Dr. Guido Sandler in vielen Bereichen an die Spitze. So ist er zum Bei-

spiel Vorsitzender des Aufsichtsrates bei Karstadt ebenso wie bei einer Parfümeriekette. Die drei Geistlichen der Abiturklasse, Heribert Haider, Ludwig Hachinger und Georg Stoppel, feierten mit der Klasse ein Hochamt. Foto: Lehmann

Absolvia 1973



Siegfried Stäuble
Mozartstr. 22
85368 Moosburg

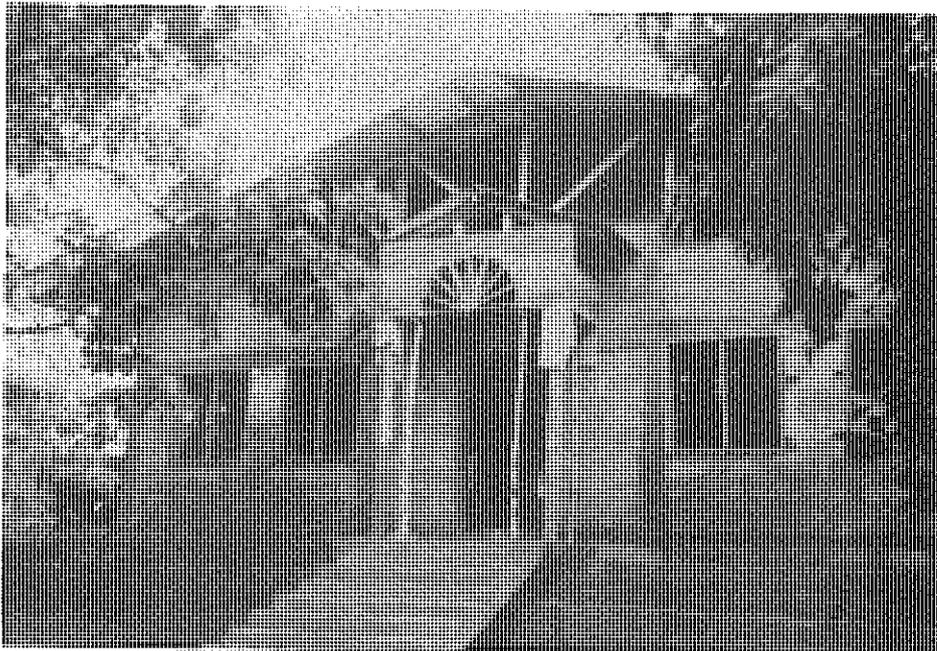
Moosburg, den 10. Januar 1999

Sehr geehrter Herr Gleixner !

Mit diesem Foto aus Nigeria möchte ich mich nochmals bei Ihnen dafür herzlich bedanken, dass Sie bei der Herstellung bzw. beim Verkauf des Buches „Pessach, Ostern, Ramadan“ mitgewirkt haben. Das Bild zeigt die neue Halle des „Therapeutic Day Care Centre and Boarding School“ in Enugu. Obwohl die Halle noch nicht ganz fertig ist, wird sie bereits für Sportunterricht, festliche Veranstaltungen und Gottesdienste genutzt. Da wir nach dem Verkauf der 3. Auflage unseres Buches 10000.- DM an die Schulleiterin Frau Hildegard Maria Ebigbo überweisen konnten, haben wir einen sehr großen Teil zur Finanzierung dieses Gebäudes beigetragen. Sie sehen also, dass Sie durch Ihr Engagement für unser Buchprojekt etwas Gutes bewirkt haben. Dafür möchte ich Ihnen nochmals meinen Dank aussprechen.

Freundliche Grüße

Siegfried Stäuble



Hinweis: Am Freitag , den 29. Januar, veranstaltet die Kath. und Evangelische Studentengemeinde in Freising einen Abend über die Heilpädagogische Tagesstätte in Nigeria. Als Referenten sind die 3 Söhne der Schulleiterin Frau H. M. Ebigbo eingeladen.

Beitrittserklärung

Name: _____ geb.am _____

Straße: _____ Falls ehemaliger Schüler
Abiturjahrgang: _____

PLZ/Wohnort _____

eMail-Adresse _____

Ich trete dem Verein **Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e.V.** bei.

Mitgliedsbeitrag

Ich zahle den in der Mitgliedsversammlung beschlossenen Mindestbeitrag
(derzeit bis zum vollendeten 30. Lebensjahr DM 10, darüber DM 30)

jährlich DM _____ (soweit Beitrag über Mindestbeitrag)

Überweisung/Bankeinzug

Der jährliche Mitgliedsbeitrag zuzüglich Kosten für die umseitig bestellten Sonderleistungen
wird auf das Vereinskonto **überwiesen**

Hiermit **ermächtige** ich den Verein der Freunde des Dom-Gymnasiums widerruflich, die von
mir zu entrichtenden Beitragszahlungen und Auslagenerstattungen für Sonderleistungen bei
jeweiliger Fälligkeit zu Lasten meines Girokontos

Kontonummer: _____

Kreditinstitut: _____

Bankleitzahl: _____

durch Lastschrift einzuziehen. Wenn mein Konto die erforderliche Deckung nicht auf-
weist, besteht seitens des kontoführenden Kreditinstituts (s.o.) keine Verpflichtung zur Einlö-
sung. Teileinlösungen werden im Lastschriftverkehr nicht vorgenommen.

(Ort)

(Datum)

(Unterschrift)

Es gilt nur das Angekreuzte

Rückseite beachten!

Bestellung von Sonderleistungen

Einem Vereinsmitglied werden die jeweiligen Vereinsmitteilungen kostenlos übersandt. Zusätzlich bestelle ich gegen Bezahlung der hierfür entstehenden zusätzlichen Kosten (Verkaufspreis und Porto)

- ┐ die jährlich erscheinenden Jahresberichte des Dom-Gymnasiums Freising
- ┐ die Abiturzeitungen des Dom-Gymnasiums Freising
- ┐ die Schülerzeitungen des Dom-Gymnasiums Freising

(Ort)

(Datum)

(Unterschrift)

Name des Mitglieds:.....

An den
Verein der
Freunde des Dom-Gymnasiums Freising

Domberg 3-5

85354 Freising

Änderungsmitteilung, Bestellung, Abbestellung von Drucksachen, Zusendung von Einladungen

└ **Adressenänderung / eMail-Nr. :**

Meine Anschrift / eMail-Nr. hat sich geändert. Sie lautet jetzt:

.....

└ **Änderung der Bankverbindung:**

Meine Bankverbindung hat sich geändert. Sie lautet jetzt:

Kontonummer:.....

Bank:.....

Bankleitzahl:.....

└ **Bankeinzugsermächtigung:**

Ich habe bisher meinen Beitrag direkt überwiesen

Hiermit **ermächtige** ich den Verein der Freunde des Dom-Gymnasiums widerruflich, die von mir zu entrichtenden Beitragszahlungen und Auslagererstattungen für Sonderleistungen bei jeweiliger Fälligkeit zu Lasten meines Girokontos

Kontonummer:.....

Bank:.....

Bankleitzahl:.....

durch Lastschrift einzuziehen. Wenn mein Konto die erforderliche Deckung nicht aufweist, besteht seitens des kontoführenden Kreditinstituts (s.o.) keine Verpflichtung zur Einlösung. Teileinlösungen werden im Lastschriftverkehr nicht vorgenommen.

⌋ **Änderung der Beitragshöhe:**

- ⌋ Ich zahle ab sofort freiwillig einen höheren als den satzungsgemäßen Beitrag, nämlich jährlich _____ DM.
- ⌋ Ich habe bisher einen höheren Beitrag bezahlt, möchte jedoch in Zukunft nur noch den satzungsgemäßen Beitrag bezahlen.

⌋ **Zusendung von Einladungen:**

Ich bitte, in Zukunft von der Zusendung von Einladungen (Ausnahme: Einladung zur Mitgliederversammlung und Zusendung des Mitteilungsblattes "Dom-Spiegel") **abzusehen**, weil ich zu den Veranstaltungen nie kommen kann / von den Einladungen bereits durch Übersendung an einen Angehörigen, der auch Mitglied ist, erfahre.

⌋ **Abonnement Jahresbericht, Abiturzeitung, "Dom-Report"**

Ich möchte, daß mir neben dem jährlich erscheinenden Mitteilungsblatt, das mir als Mitglied kostenlos übersandt wird, zusätzlich **gegen Kostenübernahme zugesandt** werden:

- ⌋ der jährlich erscheinende **Jahresbericht**
- ⌋ die jährlich erscheinende **Abiturzeitung**
- ⌋ die Schülerzeitung "**Dom-Report**"

⌋ **Kündigung eines Abonnements:**

Mir wurde bisher zugesandt:

- ⌋ der jährlich erscheinende **Jahresbericht**
- ⌋ die jährlich erscheinende **Abiturzeitung**
- ⌋ die Schülerzeitung "**Dom-Report**"

Ich bitte, die Zusendung künftig **einzustellen**.

⌋ **Buchbestellung:**

Ich bitte mir zu übersenden:

- ⌋ _____ Exemplar/e des Buches: Hans Niedermayer (Hrsg.) "**Von nichts kommt nichts**" mit Beiträgen über bedeutende ehem. Schüler des Dom-Gymnasiums Freising (12 DM + Porto)
- ⌋ _____ Exemplar/e des Heftes mit Fotos des **Fotokurses** des Dom-Gymnasiums Vorwort Helmut Achatz, der den Fotokurs leitet (Heft 5 DM + Porto)
- ⌋ _____ Exemplar/e des Heftes über **Theateraufführungen** des Dom-Gymnasiums, Verfasser/Redaktion: Dr. Manfred Musiol, Farbfotos: Helmut Achatz (Heft 5 DM + Porto)
- ⌋ _____ Exemplar/e des **Dom-Spiegels** ⌋ 95, ⌋ 96, ⌋ 97, ⌋ 98 (frühere Jahrgänge sind leider vergriffen - Zusendung erfolgt kostenlos)

(Ort)

(Datum)

(Unterschrift)

SCHWARZES BRETT

Ad multos annos !

60 Jahre

Jakob Mittermeier 06.06.39
Horst Thoma 14.12.39
Franz Eckl 19.05.39
Martin Wehrenfennig 19.08.39
Prof. Dr. Wilfried Stroh 26.12.39
Heinrich Drexl 29.09.39
Hubert Reger 23.02.40
Helmut Achatz 24.03.40
Pater Alois Schwarzfischer 30.01.40

65 Jahre

Dr. Manfred Musiol 01.07.34
Georg Wohn 10.09.34
Pfarrer Christian Stanglmayer 13.03.34
Georg Ertl 20.12.34
Josef Nauderer 30.10.34
Dr. Rudolf Hellmeier 04.02.35
Josef Pölsterl 17.01.35
Michael Großmeier 21.02.35
Hermann Simmerl 26.01.35

70 Jahre

Fred Holzhammer 01.11.29
Joseph Roßmair 08.08.29
Maximilian Pongratz 11.07.29
Dr. Harry Handgrödinger 15.08.29
Ludwig Steiner 16.04.29
Fritz Müller 17.12.29
Dekan Josef Mundigl 22.07.29

75 Jahre

Katharina Steinlehner 21.12.24
Luise Wegscheider 06.03.25

80 Jahre

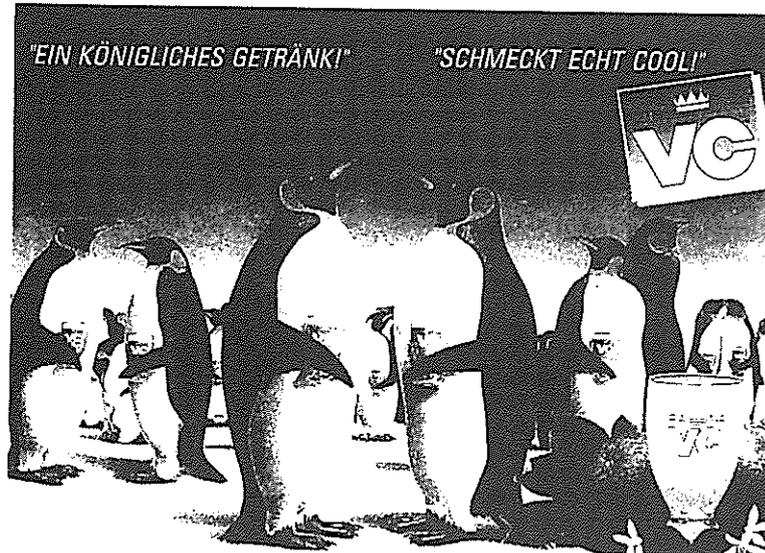
Wolfgang Diepolder 21.02.20

85 Jahre

Therese Schmid 14.11.14

Imus, venimus, videmus

Wir von der Redaktion des Dom-Spiegels wollen gerne Bilder von Wiedersehensfeiern bringen. Deshalb die Bitte: Schicken Sie uns ein Gruppenfoto zu, falls so eines bei einem Absolviatreffen im Verlauf des Jahres 1999 geknipst wurde. Wichtig wäre es auch, daß die Namen der Teilnehmer angegeben werden. Könnte vielleicht der jeweilige Fotograf seinem Herzen einen Stoß geben und sich dieser Aufgabe unterziehen? Im Namen der Leser dieser Zeitschrift im voraus schon ein herzliches Vergelt's Gott.



Seit über 60 Jahren Ihr guter Partner für Getränke

SEIT 1929
Getränke HIRSCHMANN
Freising, Sonnenstr. 20 · Ruf 62931

Verdiente Ehrung

Am Donnerstag, den 3. Dezember 1998 fand in der TU München der traditionelle Dies Academicus statt, dessen Programm einen besonderen Höhepunkt auswies, der nicht zuletzt auch unserer Anstalt zur Ehre und ihren Freunden zur Freude gereicht. Im Rahmen der üblichen Preisverteilungen für vorzügliche Leistungen junger Wissenschaftler und Techniker wurde der Mayer-Leibniz-Preis Herrn Privatdozent Dr.med. Florian Zeilhofer verliehen.

Diese hohe Ehrung entspricht dem hohen Ansehen des Preisträgers, das weit über sein Arbeitsgebiet an der Universitätsklinik Rechts der Isar hinaus reicht. Dr. Zeilhofer verbindet in einzigartiger Weise Wissenschaft und Kunst, indem er eine Methode praktiziert, die nicht nur die Beherrschung des üblichen handwerklichen Rüstzeugs verlangt, sondern darüber hinaus ein hohes Maß an Kreativität, um den Anforderungen eines komplizierten und nie gleichartigen Krankheitsbildes gerecht zu werden.

Die Rede ist von einem der schwierigsten Gebiete der Medizin, nämlich der Kiefer- und Schädelchirurgie.

Dr. Zeilhofer gab im Anschluß an die genannte Veranstaltung dem staunenden Auditorium in einem Lichtbildervortrag einen kurzen Überblick über seine tägliche Praxis, die sich mit der Beseitigung von Unfallschäden an Kopf und Gesicht, der Korrektur von Schädelmißbildungen bei Kleinkindern, die Behebung von Sprach- und Atmungsbeschwerden durch angeborene Schiefstellung des Mund- und Kieferbereichs.

Operative Eingriffe dieser Art waren noch vor einigen Jahrzehnten weitgehend unbekannt. Heutzutage ist es durch das Zusammenwirken hochspezialisierter technischer Verfahren von seiten der Informatik, des Computerwesens, der chemischen Technik usw. möglich geworden, schwer leidenden Menschen zu helfen. Auf diesem Gebiet liegen die großen Verdienste Dr. Zeilhofers, der Absolvent des Dom-Gymnasiums und Mitglied unseres Vereins ist.

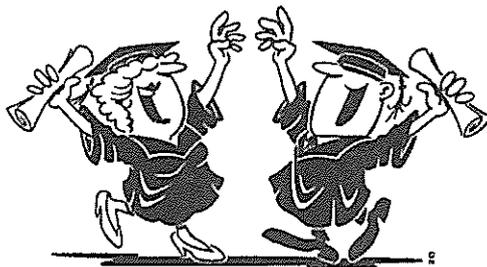
Nach persönlicher Rücksprache mit ihm erklärte er sich bereit, bei Gelegenheit Interessenten durch seine Arbeitsstätte im Klinikum Rechts der Isar zu führen und seine Methoden auch anhand von plastischen Modellen zu erläutern.

Die dadurch ermöglichte Einführung aus erster Hand in ein den meisten von uns unbekanntes, aber höchst zukunftsträchtiges Gebiet der medizinischen Wissenschaft ist unschätzbar und bewegt mich, den vorgesehenen Besuch sehr zu empfehlen. Ein Termin wird rechtzeitig bekanntgegeben.

(Georg Glück)

Moderne Tradition - seit 1913

Studieren geht über Probieren!



Wir haben unsere Hausaufgaben gemacht.

SPERRER
◆ PRIVATBANK

SCHWARZES BRETT

Verzweifelt, überarbeitet sucht...

Verzweifeltes Redaktionsteam sucht tüchtige Mitarbeiter/innen. Gefordert sind Durchstehvermögen, die Fähigkeit, auch unter Zeitdruck arbeiten zu können, Geduld und Grundkenntnisse der deutschen Sprache.

Meldungen bitte an den Verein oder an Dr. Manfred Musiol.

Wer kennt noch Adressen von Klassenkameraden?

Und immer noch sammelt der Verein Adressen von ehemaligen Schülern und Lehrern des Dom-Gymnasiums. Auf Wunsch können auch Klassenlisten angefordert werden.

Freunde des Dom-Gymnasiums e.V., Domberg 3-5, 85354 Freising

Liebe Redaktion des Dom-Spiegel,

Gestern habe ich die neue Ausgabe des Dom-Spiegel erhalten. Danke.

Wie sich die Zeiten ändern und sich doch gleichen.

Immer wieder gehen verdiente Lotsen von Bord, die würdig sind, in einer Karikatur festgehalten zu werden. Sei es Bismarck oder am Freisinger Dom-Gymnasium Andreas Brandmair oder Hans Niedermayer.

... übrigens, die Redaktion des Dombergkurier (Abiturzeitung des Dom-Gymnasiums '71) und deren Zeichner Peter Linhuber wußten beim Erstellen des Blattes damals noch nicht, daß Wolfgang Diepolder der neue Lotse des Schiffes Dom-Gymnasium werden sollte.

Eine Kopie der Zeichnung von 1971 faxe ich mit.

Viele Grüße,
Konrad Hiller



OstD Alfons Strähhuber
OstD Andreas Brandmair
OstD Wolfgang Diepolder
OstD Hans Niedermayer

Aufgenommen im Herbst 1998

Strom und Wärme

Zuverlässige Versorgung
aus einer Hand.



Das Sonderpflichtenergiekraftwerk Zolting ist nicht nur verstromt, sondern in Obhut und unter Aufsicht der Bayerischen Energie-Unternehmen. Es gehört der Energieversorger AG und nicht der E.ON AG, die die Kraftwerke Wärme- und Krafwerke AG (W&K) betreiben. Eine Leistung von 500 Megawatt sorgt für eine zuverlässige Produktion von Strom und Wärme für die Bayernwerk-Familie. Die W&K-Werke sind die besten in der Branche und werden die besten der Branche sein, wenn sie sich weiterentwickeln und weiterentwickeln werden.

Wenden Sie sich selbst ein Bild über unsere Arbeit und besuchen Sie das Info-Zentrum des Kraftwerks Zolting. Überprüfen Sie uns am 089/20000000. Wir freuen uns auf Sie.

Kraftwerk Zolting.

BAYERNWERK

Wärme und Krafwerke AG

